

Signale

Neue-Zeitung-Beilage
für Literatur und Kunst

27. Jahrgang, Nr. 1
17. Dezember 2010

Zeiträume und Lied unterm Scheffel

Das größte Vorhaben des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler im Jahr 2010 war/ist die Ausstellungsreihe Zeiträume und die Herausgabe des Albums „Zeiträume. 15 Jahre VUdAK“.

Die Gemeinschaftsausstellung der VUdAK-Künstlersektion konnte im Feber/Mai im Kulturhauptstadtjahr im Fünfkirchner Lenau-Haus präsentiert werden. Borbála Cseh hielt die Einführung in die Ausstellung, diese ist auch im Album „Zeiträume. 15 Jahre VUdAK“ zu lesen, das

Erika Áts Paradiesgärtlein

Schön
war die Mutter
der Flieder
sommerlang
sitzen im Baum

Gut
war die Sonne
der Vater
mein Hund
am Stiel Zuckerschaum

Bös'
war Gewitter
die Schelte
der Stier
das aufgeschundene Knie

Tot
war der Soldat
erstaunt lag er im Hag
Großvater
einfach fort
wie das Lamm
aus dem Verschlag

aber ich
doch
nie

2003

nach mehrjährigen Vorbereitungen im September erscheinen konnte. Am 23. September wurde im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm unter dem gleichen Titel die große Gemeinschaftsausstellung der VUdAK-Künstlersektion eröffnet, in der auch die ungarndeutsche Literatur gebührend zum Zuge kommt und die bis zum 9. Jänner 2011 zu sehen ist. Ab April wurde regelmäßig ein „Werk des Monats“ präsentiert, um auf die Ausstellung aufmerksam zu machen. In der Kulturnacht Ulm haben Ákos Matzon und Volker Schwarz zahlreiche Besucher zum Mitmalen animieren können. Die Vernissage war sehr erfolgreich, Dr. Wolfgang Schulz, Vorsitzender der KünstlerGilde, hielt die Einführung und lud gleich eine kleinere Auswahl der Werke zu einer Ausstellung in der Galerie der Künstlergilde in Esslingen im Feber ein. Eine andere Auswahl wird in der Brüsseler Vertretung von Baden-Württemberg ab 10. Feber gezeigt. Als Begleitprogramm wurden museumspädagogische Aktionen angeboten. Am 28. Oktober lasen Angela Korb und Robert Becker im Museum. Der Initiator des Albums und der Ausstellungsreihe, der Vorsitzende der VUdAK-Künstlersektion Ákos Matzon, konnte am 14. März im Budapester Museum der Schönen Künste den Munkácsy-Preis übernehmen.

Im Kulturhauptstadtjahr (Fünfkirchen und Ruhr) schaffte es Bildhauer Antal Dechand nach Dortmund, wo er im AWO Bezirk Westliches Westfalen e. V. vom 19. August bis 12. September Holzskulpturen, Plastiken und Gemälde vorstellte. Bei der Eröffnung der Präsentation der Ehinger-Bibliothek in Fünfkirchen las am 25. Oktober Robert Becker in der Komitatsbibliothek. Seit dem 15. Oktober bis zum 31. Jänner läuft die Ausstellung mit Werken von Manfred Karsch im Fünfkirchner Lenau-Haus.

Im Haus der Ungarndeutschen in Budapest fanden die Ausstellungen von Volker Schwarz (Feber), Josef Bartl (März/Mai mit einer Finissage) und Tibor Budahelyi (September/November gleichfalls mit einer Finissage) statt. Aquarelle von Josef Bartl waren bei den Martinstagen vom 3. bis 26. November in Moor – auf Einladung der dortigen Deutschen Selbstverwaltung – ausgestellt.

In sehr familiärer Atmosphäre verliefen die VUdAK-Werkstattgespräche im Oktober in der Herold-Pension in Bogdan/Dunabogdány. Lesung in der örtlichen Grundschule, Atelierbesuch bei Maler Franz Hock, Lesung und Ausstellung im Kulturhaus unter Mitwirkung des örtlichen ungarndeutschen Chors, angeregte Gespräche, Diskussionen beim

(Fortsetzung auf Seite 2)



VUdAK-Generalversammlung in Bogdan

Foto: Bajtai László

Aus dem Inhalt

Die Fortentwicklung der kulturellen Vielfalt und des kulturellen Dialogs in Europa ist die Aufgabe der Bürger
Seite 2

Gedichte von Béla Bayer
Seite 2

Christina Arnold: Marillenbaum und andere Texte
Seite 3

Magdolna Palotai: Wir waren
Seite 4

Stefan Valentin: Mephistos Erbe
Seite 4

Lebenswerk von Erika Áts
Seite 5

Norbert Weiß: Transdanubien/Süd
Seite 5/6/7

„Nur ein kleines Geißlein...“
Eine Station im Leben der Valeria Koch – vor den Kulissen der Kulturhauptstadt 2010
Seite 8

Stefan Raile – zum 15. Mal bei VUdAK-Werkstattgesprächen
Seite 9

Atelierbesuch bei László Hajdú
Seite 9

„Der zweisprachige Dichter besitzt den Schlüssel“
Gespräch mit Ingmar Brantsch
Seite 10

Einsatz und dichterisches Erbe von Klotz gewürdigt
Seite 10

Suche nach dem Licht
Seite 11

Faszination der Landschaft. Über die neuesten Arbeiten von Volker Schwarz
Seite 12

Entlang der Donau. Manfred Karschs Eindrücke
Seite 12

„Architektur und Natur“. Ausstellung von Jakab Forster
Seite 13

„Budahelyi – 65“
Seite 14/15

„Ich glaube an das Bild“. János Wagners Kunst
Seite 16

Zeiträume und Lied unterm Scheffel

(Fortsetzung von Seite 1)

Schiffsausflug auf der Donau bzw. bei der Generalversammlung hinterließen bleibende Eindrücke bei Künstlern und Autoren.

Im Rahmen der Jubiläumsveranstaltungen des Lovassy-Gymnasiums (Wesprim), in dem ein ungarndeutscher Klassenzug wirkt, lasen im November vor Gymnasiasten die VUdAK-Autoren Josef Michaelis, Robert Becker, Angela Korb und Josef Manz. Angela Korb war am 13. November bei der Veranstaltung des Vereins für deutschsprachige Kulturbeziehungen mit dem Ausland „Grenzenlos – deutsche Minderheitenliteraturen“ in Dresden.

Von Franz Sziebert erschien der Band „Vertrieben, verschwiegen, vergessen“, die Fortsetzung von „Unzuverlässig“, herausgegeben durch die Deutsche Minderheitenselbstverwaltung von Ketschinge/Görcsönydoboka in 400 Exemplaren.

Und ein Weihnachtsgeschenk! In Zusammenarbeit mit der Neuofener und der Budapester Deutschen Selbstverwaltung erscheint in diesen Tagen das langerwartete Lebenswerk von Erika Áts „Lied unterm Scheffel“ als Band 13 der VUdAK-Bücher, Reihe Literatur.

Johann Schuth
1. Vorsitzender

Béla Bayer



Entgleisung

Auf Mündern spät zündender Barden
entfalten sich bunte Redeblumen.
Obwohl ihre Mühe ergreifend ist,
ist das Chaos trotzdem verwirrend,
womit sich die Onanie ihrer Seelen
gegen uns spannt.
In ihren Strophen knarren die Reime,
deformierte Gedanken formen Gestalt.
Die Schlacke ihres Bewusstseins
möchte gern Knospen treiben
und tobt ihre fixen Ideen aus.
Versfüße trippeln
wie Absätze leichter Flittchen,
und auf den Saiten der Leier
dröhnen Pferdehufe auf.

Wortspielerei

Wechselkredit, Wechselwind
sich wechselnder Glaube.

Über uns ein Wechselhimmel,
mit Ölzweig und Taube.

Wechselschlösser, Wechselruhm,
sich wechselnde Musen,

Wechselgelder, Wechselhemd
mit wechselnden Busen.

Wechselbetten, Wechseltreue,
Wechselgogota,

Wechselsünden, Wechsellehre
Endzeitchronika.

Die Fortentwicklung der kulturellen Vielfalt und des kulturellen Dialogs in Europa ist die Aufgabe der Bürger

Bei der Eröffnung der VUdAK-Ausstellung „Zeiträume“ am 23. September im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm sprach auch Dr. Dezső Szabó, Direktor für Internationale Beziehungen im Balassi-Institut Budapest.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,
die Donau-Region verfügt bekanntlich über bedeutende kulturelle Werte. Diese Werte als Teile des geistig-materiellen Erbes bedeuten zugleich Beweise des Zusammenlebens und der Zusammenarbeit der verschiedenen Donau-Kulturen sowie demonstrieren ihre Vielfalt und ihren Facettenreichtum. Nicht nur das Kennenlernen voneinander und der Traditionen des anderen, sondern auch deren Achtung ist von grundlegender Bedeutung. Der Schutz des geistig-kulturellen Erbes ist eine europäische Initiative, und Ungarn hat dies in einem Gesetz verankert. Es ist von symbolischer Bedeutung, daß auf die Schutzliste als erster Volksbrauch entlang der Donau der Mohatscher Busó-Maskenumzug aufgenommen wurde. Darüber hinaus vermittelt aber die Kultur auch Hintergrundkenntnisse, die im Rahmen des formalen Unterrichts nicht angeeignet werden können.

In den vergangenen Jahrhunderten wurden zahlreiche Konzeptionen entworfen, die dazu berufen waren, die kulturellen Visionen Ungarns im Karpatenbecken zu einem tragfähigen Gerüst zu formen. Allen diesen Vorstellungen war die Intention der integrativen Absicht eigen. Uns muß aber bewußt sein, daß das neue Europa, und auch die Regionen, nicht erneut in den Fehler der Nationalstaaten früherer Zeiten verfallen dürfen, indem sie sich als kulturell und/oder sprachlich homogene Einheiten verstehen wollen. Intoleranz nach innen und Aggressionen nach außen wären die Folgen, aber auch Unfähigkeit zum Dialog, zum Austausch, zur interkulturellen Entwicklung. Das neue Europa wie auch die Regionen würden sich dadurch ihrer Zukunftsfähigkeit berauben. In diesem Sinne sind auch kulturelle/sprachliche Minderheiten zu fördern, um so ihre Rolle als Bindeglied zwischen verschiedenen Kulturen zu stärken. In einem künftigen Europa müssen die verschiedenen Traditionen, Kulturen und Sprachen geschützt werden und sich selbstbestimmt weiterentwickeln können. Die Fortentwicklung der kulturellen Vielfalt und des kulturellen Dialogs in Europa ist die Aufgabe der Bürger und nicht die von irgendwelchen fernem, supranationalen Apparaten.

Nun, die Grenze zu überwinden war stets ein Anliegen der ungarndeutschen Künstler. Da geht es natürlich darum, die kulturelle Identität der Ungarndeutschen zu stärken, ihre in Deutschland liegenden Wurzeln klar zu erkennen und ihre gegenwärtigen kulturellen Leistungen als Teil des ungarländischen Kulturgutes besser bekannt zu machen. Ich bin mir sicher, diesem Anliegen wird diese Ausstellung voll gerecht.



Werke von Josef Kling, Lászó Heitler und Franz Trischler bei der Ausstellung ZeitTräume im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm

Foto: I. F.

Kreisverkehr

Kreisverkehr mit Schwindelgefühl
Lebenskreis mit Sündenschwindel
Kreisgefühl mit Lebenssünde
Schwindelsünde ohne Gefühlsleben

Langeweile

Spiritueller Abgrund
sühnt die weißen Wände
Dämonen kämpfen
das Raster paßt nicht mehr

Kein Tuschelthema

Siehst du die Wurzel?
Kennst du die Grenze?
Wagst du den Rat?
Verlierst du das Letzte?

Kinder

Wer schickte dich zu mir?
Der Lebensbund ist geschaffen.
Wer gab dir diese Schönheit?
Die Kraft mit Mut ist besonders.
Wer schenkte dir die Ideen?
Die Laune mit Träumen gepaart.
Wer verdient das?

Irren ist menschlich?

Wege irren im Kopf
Verlieren die Lust
Begegnungen unerwünscht



Starren

Die Mauer ist zu weiß
Manchmal ziert auch Schmutz
Blankes Herz
Leid erfüllt auch

Ich glaube, du fehlst mir
Ich glaube,
Du.
Mir.
Es fehlt

Gott ist beschäftigt
Die Kraft muß reichen

Kindergedichte

Den Tisch decken

Messer, Gabel, Löffel
Liegen bei meinem Teller
Mein Glas steht noch daneben
Alles ist schon vergeben
Der Tisch ist nun gedeckt
Das Essen schmeckt perfekt

Socke

Socke rechts, Socke links
Bück dich, bück dich
Dann geht's fix

Hexenpanne

Arme Hexe ohne Besen
Muß sich heut zu Fuß bewegen
Ihr Fahrzeug steht in einer Werkstatt
Kaputt gegangen in der Hauptstadt

„Repariere lieber Meister,
meinen Besen voller Eifer,
sonst krieg ich schnell müde Beine
die ich aber gar nicht leide“

Hammer Hammer schlage fest
Schraube Schraube dreh dich rechts
Repariert ist die Maschine
Liebe Hexe fliege fliege!

Der Marillenbaum

Ich war mal in einem großen Marillengarten neben der Hauptstadt, es war wirklich einsam und unpersönlich da, richtig gespenstisch mit den tausenden von gleichen Bäumen, akribisch in Reihen stehend.

Ich habe schon seit meiner Kindheit ein ganz besonderes Verhältnis zu Marillenbäumen. In meiner Fantasie sind Marillenbäume die Gewächse, um die herum man Häuser baut. In meinen Gedanken sind die Marille und die gelbe Pflaume Geschwister, die genau so geehrt wurden, nur ihr zartes Wesen konnte der grausamen Welt nicht so lange Widerstand leisten wie die Pflaume, kaum sind noch welche zu entdecken.

Die Marille in unserem Garten war ein ganz besonderer Baum, mein Großvater hat sie wohl mal gepflanzt. Solche Bäume werden immer von Großvätern gesetzt. Wenn man das so sieht, war dieser Baum wohl auch ein Sohn eines vorherigen Großvaterbaumes.

Unser Baum hat vieles überstanden, aber Marillenbäume sind eben empfindlich, er wurde immer karger, immer mehr Äste sind vertrocknet.

Der Baum ließ sich Zeit, nur jedes zweite, dritte Jahr hat er Früchte getragen, so lange hat er seine Kräfte gesammelt, und dann konnten wir die

süßesten Marillen kosten, die es nur gab. Vielleicht waren wir gerade deswegen so verliebt in Marillen.

Um den Baum herum tanzte dann die ganze Familie. Es war ein richtiges Fest, wenn das Obst reif war. Es war Anfang Sommer, die Sonnenstrahlen küßten unsere Marillen jeden Morgen zur Begrüßung, und auch wir haben dieses Obst täglich angesprochen. Kinder sprangen hoch, liefen mit ihren Eimern herum, und wetteten, wer wohl die meisten sammeln kann. Morgens, wenn man aufwachte, lief einer von uns barfuß zum Baum, und sammelte die Früchte, die der Baum uns an diesem Tag schenkte. Das war wie eine Zeremonie, noch vor dem Frühstück.

Wenn die Früchte nicht für alle Kinder reichten, wurde der Baum auch zärtlich geschüttelt, und diese Berührung, meinte man, genoß er sogar. Die gesammelten Früchte kamen ins Haus, als eine Art Belohnung. Sie wurden gekocht, und in das Heiligtum des Hauses gebracht: in die Speisekammer. Ein Symbol für das Überleben der Familie im Winter, und auf diese Rolle konnte der Marillenbaum richtig stolz sein. In jeder anständigen schwäbischen Speisekammer steckte wohl ein Glas Marillenpeckmes. Das ist niemals ver-

gleichbar mit einer Marmelade aus dem Geschäft, oder gar mit einem neumodischen Jam, das war viel mehr als nur ein Brotaufstrich. Schon beim Öffnen des Glases hatte man so ein bestimmtes Gefühl, das Rascheln des Zellophan- oder Pergamentpapiers unter dem Gummi, das war eine Melodie! Den ersten Löffel voll hat man immer erst gekostet, genußvoll abgeschleckt. Auch der Klang des Löffels im Glas war einzigartig, eine Frühstücksmelodie! Das Allerheiligste wurde dann wieder verschlossen und wohl behütet auf das Regal in der Speisekammer gestellt. Es war ein Lichtblick des Winters. Und wenn man an die Kuchenfüllungen denkt, läuft einem das Wasser im Mund ganz bestimmt zusammen.

Die Marille war die Königin unter den Pfirsichen. Diese mußte man nicht ewig schrubben vor dem Genießen, am besten schmeckten sie frisch vom Baum, oder direkt vom Rasenboden. Dafür lohnte sich das Bücken. Es gab innerhalb dieser Sorte sogar edle Marillen, groß, besonders saftig, süß, duftend und einfach nur schön. Nicht die Kleinen vom Supermarkt sind es, die es uns antun. Das sind fremde Marillen, aus so einem hauptstädtischen Mäsengarten. Unsere Marillen waren

alle einzeln Schmuckstücke des Gartens, wie die Kugeln auf dem Weihnachtsbaum.

Unser Baum hatte das ganze Jahr über was zu tun. Sein stärkster Ast trug die Schaukel, und tanzte sogar mit, wenn die Schaukel ihn aufforderte. Er hatte die seidigsten Blätter im Hof, die man gerne berührte und streichelte, jedes Mal wenn man am Baum vorbeiging. Es war der erste Baum im Hof, der Blüten trug, und hatte im Herbst die schönsten Blätter mit den unterschiedlichsten Farben. Aber er war auch sehr empfindlich, so dachte man an kalten Wintertagen oft an den Marillenbaum, doch es war unmöglich, so ein großes Familienmitglied zu hüten. Gerade deswegen taugte ein Marillenbaum nicht zum Altwerden.

Er war immer ein dünner Baum, seine Rinde wurde mit den Jahren immer karger und runzlicher. Das zeigte gnadenlos, daß seine Zeit um war. Da half auch kein Hegen und Pflegen mehr. Nun hing es vom Hausherrn ab, ob er taugt zum nächsten Großvater, der den nächsten Marillenbaum setzt, ob er mit der Familie in der Zukunft darunter tanzen möchte. Unser Marillenbaum ist gestorben, ein neuer wurde noch nicht gepflanzt.



Ute Lambrecht und Magdolna Palotai nutzten auch den Schiffsausflug für die Arbeit am Text

Wir waren...

(Das Leben geht weiter)

Wir waren zu unbekümmert, um die Welt realistisch zu sehen. Wir waren dafür nicht jung genug. Wir waren seelisch alt, die kurze Zeit, die wir schon hinter uns hatten, veränderte uns. Wir glaubten nicht mehr an Wunder, wir lebten in ihnen. Wir waren verliebt, würden einige sagen, aber wir wussten, dass es nicht wahr ist. Wir waren ineinander verloren, weil wir zu eins geschmolzen sind. Wir waren von dem Geruch des Anderen betäubt und wir vergaßen alles, nichts existierte mehr, wenn wir zusammen waren. Wir liefen nachts barfuß die von der Sonne aufgewärmten Straßen entlang. Wir waren vom Vollmond begleitet, und wir wussten nicht, welches Unglück über uns schwebte. Wir waren unbekümmert und nur die Augen des Anderen bedeuteten uns etwas. Wir spazierten die Nächte durch, kletterten über Mauern von Friedhöfen, um dem Tod ins Gesicht zu lachen. Wir waren von der Kälte der Engelsstatuen begeistert, wenn unsere von kochendem Blut aufgewärmte Haut die Leblosigkeit der Steine berührte. Wir glaubten, dass unsere Hingabe für den Anderen alles zum Leben erwecke, alles würde sich mit uns freuen, denn wir begannen zu leben. Wir lebten ineinander und wussten, wenn einer geht, lebt er weiter.

Wir liebten uns am helllichten Tage, denn unsere Schüchternheit löste sich auf und wir waren neugierig. Wir wollten alles so schnell wie möglich erleben und die Kürze der Zeit ausnutzen. Wir wussten, dass diese Gefühle für die Ewigkeit bestimmt waren, aber nicht für diese Welt. Wir waren verloren, und haben uns wieder gefunden. Wir liebten uns überall, wo wir waren, auch wenn wir den Anderen für Minuten losließen.

Wir liebten uns in den Alltags von Menschen, die uns nicht verstanden. Wir liebten uns unter der Last der Verurteilung. Wir wurden von unseren eigenen Freunden verfolgt, so wurde unsere Geborgenheit zum Geheimnis, das nur uns gehörte. Wir fanden gestohlene Minuten, suchten die, und wenn uns eine Stunde vom Leben geliehen wurde, versteckten wir uns hinter Mauern der Außenwelt. Das Leben pochte für die Kürze der Minuten mit uns und wir verschmolzen ineinander in Schweiß und Lust. Wir bewunderten den Körper des Anderen, der in Vollkommenheit geschaffen wurde. Wir berührten den Anderen in der Angst, dass sich der eine durch die Berührung auflöst. Wir hatten Angst, dass es nur ein Traumbild ist, dass der Andere nichts als perfides Spiel unseres Verstandes ist. Wir waren aber da, und unsere Berührungen zeigten eine Art von Hingabe, die niemand außer uns verstand. Wir träumten voneinander in einsamen Minuten und die Zeit blieb stehen und dann verflog sie wieder, als wollte sie unsere Welt wie eine flüchtige Erinnerung darstellen lassen.

Doch alles war gegen uns. Der Alltag, die Freunde, die Zeit und wir wussten, dass wir für die gestohlenen Minuten einmal zahlen müssen. So wie es gekommen war, war es auch fort. Die Zeit blieb für den Einen für immer stehen, denn ein einziger Herzschlag kann ein Leben bedeuten. Er wurde mir weggerissen von Kräften, die neidisch auf unser Glück niederschauten. Die Wärme seiner Haut wurde mir genommen, die Geborgenheit seines Schoßes wurde mir verweigert. Mir blieben keine Worte, nur verschwommene Erinnerungen (als ob wir nur zwischen der Grenze von Realität und Abnormität tanzten). Und dann ließ ich ihn für die Ewigkeit mit einem Lächeln los, denn ich wusste, er vergisst mich auch so nicht. Als mein Engel mich verließ, starb ein Teil von mir mit ihm.

Magdi Palotai

Magdolna Palotai wurde 1989 in Budapest geboren. Aufgewachsen ist sie in Odenburg, ihre deutschen Sprachkenntnisse hat sie überwiegend ihren Großeltern zu verdanken. Sie besuchte das Odenburger evangelische Lyzeum „Dániel Berzsenyi“; zur Zeit ist sie Hörerin der Loránd-Eötvös-Universität in Budapest, wo sie Deutsch als Minderheitenfach studiert.

In Bogdan war sie heuer bei den VUdAK-Werkstattgesprächen dabei: „Es war eine interessante Erfahrung, Autoren getroffen zu haben, deren Werke im Gymnasium als Pflichtlektüre gelten. Ich hoffe, daß ich diese positive Kritik, die ich erhielt, zu meinen Gunsten nutzen kann und noch vieles erlerne. Ich habe diese Begegnung sehr genossen, weil nicht nur im inoffiziellen Teil gute Stimmung herrschte. Ich fühlte mich geehrt, daß ich auch die Künstler des Verbandes kennenlernen konnte und hoffe, dem Verein noch viele Jahre einen guten Dienst leisten zu können.“

Tischleben

Ein Buch, eine Mappe, Kekse und Gläser. Leben. Am Tisch herrscht Ruhe und die Geschichte fängt an.

Die CD küsst zügellos das Buch, das Buch fühlt sich aber eher zu der Mappe hingezogen.

Die Gläser leer, schauen eifersüchtig den Halbvollen an, die halbvollen sehnen sich nach Völlheit und zarten Lippen. Dazu warten die Flaschen nur auf sanfte Hände und eifrige Bewegungen.

Eine kleine Ameise eilt zu den Keksen hin, die ängstlich zusammenzucken, Ziel war eher der Magen der Menschen.

Noch ein Buch in der Ferne, zwischen Papierblättern, versteckt sich, und wartet auf seinen Herrn/seine Herrin. Es ächzt voller Sehnsucht endlich wieder gelesen zu werden.

Alles wartet auf die Aktivität der Müden drum herum. Stille, leises Atmen, die Dinge beginnen zu leben, wir müssen nur zuhören.

Magdi Palotai

Stefan Valentin

Mephistos Erbe

Jeder weiß, wie man leben soll und jeder kennt die Art und Weise des andauernden Wohlergehens. Derzeit befindet man sich in einem irdischen Paradies und ein anständiger Homo sapiens, der nicht vom Baum der Erkenntnis isst, das heißt, sich nicht für die Wahrheit interessiert und sich mit den täglichen Lügen abfindet, kann ohne weiteres die Segnungen der unveränderlichen Weltordnung genießen. Man darf nur vor nichts Halt machen. Man muss alle Gegenspieler unschädlich machen und skrupellos aus dem Weg räumen. Man muss die Vorgesetzten lieben und die Untertanen hassen. Die goldene Regel ist ganz einfach: Betrachte alles durch die Lupe der Selbstsucht!

Dass die menschliche Gesellschaft parallel mit den Bestrebungen nach der Apotheose des Egos zugrunde geht, ist eine Herausforderung für die folgenden Generationen. Die können vor dem Verfall der Welt Angst haben, wenn sie wollen. Ich habe genug zu tun mit der Bereicherung und dem Ausbau meines feudalen Netzwerkes. Was zum Teufel interessieren mich menschliches Leid, Elend und gesellschaftliches Unrecht! Ich bin reich, damit andere arm werden. Ich habe keine Pflichten der Gesellschaft gegenüber, der ich ewig die Danksagung schuldig bleibe.

Ich glaube an keine Verantwortung. Ich lebe nur für mein privates Vermögen und meine Interessen. Das Recht setze ich außer Kraft, das heißt, was ich tue, ist gerecht und was andere als Protest gegen meine Übermacht tun, ist ungerecht. Merkt es euch für euer ganzes Leben! Ich kann nur ein Held bleiben, wenn ihr Terroristen seid. Also, keine überflüssige Bewegung, keine Widerrede, keine Luxusmeinung, keine kleinen Freiheiten! Wenn ihr zu denken anfangt, kommt ihr schnell dahinter, dass meine Tyrannei und eure Hörigkeit nur innere Ängste, psychische Hemmungen sind. Ich will euren Alltag, eure Persönlichkeit vollkommen besitzen, aber ich lasse mich nicht beherrschen. Ihr seid ja nicht fähig, mit euren atavistischen Schwächen fertig zu werden. Engherzigkeit und Feigheit sind Grundsteine meines Throns.

Das Beste, was ihr tun könnt, ist, euch mit meiner Unbesiegbarkeit und meiner ewigen Macht abzufinden. Damit dient ihr mir und euren Nachfolgern, die selbstverständlich auch meine Diener werden. Das hier geschilderte Modell hat sich schon immer bewährt. Niemand konnte sich ihm entziehen. Jeder muss mir seine Seele schenken und jeder wird vernichtet, der die Hingabe verweigert. Ich bin konsequent und unerbittlich.

Bedenkt bitte die gehörten Ratschläge und entscheidet euch für die laue geistige Lahmheit. Wählt mich und ihr kommt garantiert zum Ausgangspunkt zurück. Ins Nichts.

Lebenswerk von Erika Áts



Gedichte, Texte, Nachdichtungen (mit subjektiven Fußnoten der Verfasserin) enthält der Band „Lied unterm Scheffel“, der das Lebenswerk der Mitbegründerin der Literarischen Sektion im Verband der Ungarndeutschen (1972) Erika Áts (Foto) enthält. Sie war die Herausgeberin der ersten ungarndeutschen Anthologie der Nachkriegszeit „Tiefe Wurzeln“ (1974) und betreute in den siebziger Jahren die ungarndeutschen Autoren. Nach ihrem ersten Band „Gefesselt ans Pfauenrad“ (1981) mußte man lange auf eine neue Publikation von ihr warten. Nun kommt das „Lied unterm Scheffel“ als Weihnachtsgeschenk für die Freunde der ungarndeutschen Literatur heraus, wobei es Erika Áts für wichtig hält (wie auch im früheren Band), neben eigenen Gedichten auch Nachdichtungen ungarischer Autoren des 20. Jahrhunderts zu veröffentlichen.

Norbert Weiß Transdanubien/Süd

Wenn du von Budapest kommst, die Donau entlang ein Stück mit dem Automobil, auf der M6 zum Beispiel, falls du dich am Ausgang der Metropole nicht verfranzt hast und auf der Straße Nummer fünf Richtung Szeged gelandet bist; wenn du den Plattensee rechts liegen lässt, die Obstplantagen, die Sonnenblumenfelder und nicht all zu gemächlich durch Transdanubiens Süden gleitest, dann taucht die Stadt nach wenigen Stunden ganz unerwartet unter den Mecsekhügeln auf am besonnten Hang. Sankt Peter, der Dom, übermächtig, du schaukelst auf ihn zu, krallt sich vierfach mit all seinen Türmen in den Sommerhimmel über dir. Du duckst dich unwillkürlich hinter dem Lenkrad, beinahe demütig, so wie die alten Mauern, die dörflich anmutenden Vorstadthäuser; Werkstätten und Hühnerhöfe längs der Landstraße.

Fünfkirchen, Pecsuh, Pecsuj, Pécs. Tiefer Nachmittag, und die Hitze immer noch ungebremst.

Die Munkácsygasse Nummer acht im zweiten Anlauf gefunden: ein gelbes Stadthaus mit fünf Giebeln und breiter Kutscheneinfahrt.

Johann Habel, Geschäftsführer des Lenau-Vereins, Historiker, Kulturmanager, Kalenderredakteur und leidenschaftlicher Reiseführer in einem, winkt mich auf das Parkstück im Gartengeviert. Gracza, der Boschler, macht einen schlaksigen Diener und packt sich meinen ledernen Seesack auf die Schulter, Habel nimmt mir den Koffer aus der Hand. Wir quälen uns hoch bis unter das Dach. Eine Zimmertür steht offen. Ich werfe den Buchtor-

nister auf die unbezogene Schlafcouch.

Willkommen im Lenau-Haus. Habel drückt mir eine Literflasche mit Mineralwasser in die Hand und reibt sich die nasse Stirn. Einen Zirfandel vielleicht? Gespritzt? Unten im Lesezimmer? Es ist der Wein der Stadt. Ein wenig süß vielleicht. Vorsicht, raunt mir der Boschler auf der Treppe zu.

Tags drauf platzt mir der Kopf aus den Nähten. Ich reiße die Blaudruckdecke vom Couchtisch und spanne sie über die Flügel des Lukenfensters. Der Standventilator summt und kreist um sich selbst.

„Dank der günstigen Lage, durch die Mecsek-Berge vor dem Nordwind geschützt, dauert in Pécs der Sommer besonders lang.“ Das heißt: Wein, Obst, Nüsse, Maronen, auch Mandelblüten und Granatäpfel in Fülle. Außerdem aber und vor allem: Schweiß, ergänzt eine Bleistiftnotiz auf dem Rand des Prospekts, den mir Gracza gestern zur Begrüßung auf den Kühlschrank gelegt hat.

Christian Gracza, halber Magyar, ganzer Kettenraucher, Galerist aus Leipzig mit Überlinger Wurzeln. Als Bosch-Kulturmanager hat er mir drei Wochen Fünfkirchen voraus. Mein persönlicher „Beistand in der Fremde“ fortan, der die Lebensmittelpreise kennt, Land und Leute, die Cafés, Galerien, Museen.

„Das oberste Stockwerk des Hauses bewohnte früher der Komponist Nikolaus Lenau“, lese ich im Reiseführer, der von einem Wiener in Australien verfasst wurde. „Die

(Fortsetzung auf Seite 6)

Stadtbummel

Eine Liedzeile über den Himmel weht,
und wieder von vorn, wie's weitergeht vergessen,
hätte bannen sollen den Ärger Tod.
Hab dich nicht so, faucht meine Faust in der Tasche
die königlich-gelbe Kaserne an
am sechsundsechzigsten Tag eines verkaterten Blitzkriegs,
beinahe nicht anderswo.

Wie wichtig doch Gesumm im kurzen Leben,
karge Kunst des Narren, der seine Kadenzen pfeift
immer um den Springbrunnen herum.

Da hinten,
wo die Strassen eng aneinander ecken,
blüht Salpeter im Verputz vor Ewigkeiten verwundeter Mauern
(Aufstände und Kriege),
Ein Balkenwald stützt den Marmor von Treppen, Balkonen,
Geranienduft, aufglühend, vom Fensterbrett,
blinkt mal 'ne Zäsur in den Mief,
von dort rennt man heraus auf den Boulevard,
zu den Geschäften, Marroni im Winter, bunte Eiskugeln im Sommer,
und Klingeling, noch immer gelb die Straßenbahn,
wer fuhr nach Norden, und gen Süden wer.
Wie lange hoffen noch Häuser hinterm New-York-Palais
bis sie wanken, verfallen des Wartens müde?

Die roten Dächer vielleicht
schwimmen dir zu noch im Traum,
zwischen Schornsteinen grast Omas Ziege,
sitzt die Familie um den Tisch, stehst du mit dem Fernrohr.
Dein buntes Kirchenfenster, nicht zum Aufstoßen.

Freunde, hier haben wir uns die jungen Hacken abgelaufen,
hockten in kleinen Espressos herum
mit Brecht, Satchmo, Sartre – Rudi malte
Zifferblätter am liebsten,
verbeulte, verbrannte, verrußte, in Schweiß gebadete,
blutende, auch blanke, zeigerlose
Zifferblätter vor Gesichtern, Schamteilen, Handflächen,
Magen und Herz – Rudi – er
lag dann zwei Ecken weiter vor dem Hutladen
in seinem Blut,
die Trikolore über ihn gebreitet,
später Oktober war's,
Zeit für die Ausbruch-Lese,
Panzer pflügten die Stadt.

Mit Lärm, Licht, Leuten brodeln die Ringstraße,
ein Zeitungsjunge, Gebärden des Sämans
streut Nachrichten aus,
die werden aufquellen, wachsen den ganzen lieben Tag.

Am Tor mit den beiden Sandsteinkaryatiden
bleibe ich nicht stehn,
aufs Fenster, dritter Stock, zweites von rechts,
schau ich nicht hinauf.
Du und ich haben dort Brotwärme durch eine große Liebe bewahrt,
du bist ins Flugzeug gestiegen,
ich saß die ganze Nacht böse,
schnippte Tränen Weg wie Kirschkerne.

Die Schaufenster, siehst-du,
sind auch hier schon im Stande
auszustatten jedweden Tagtraum.
Kenne mich aber nicht aus auf dem Markt,
weiß auch nicht wie teuer
die zu Boden gefallene langstielige Distel,
die ein alter Mann am Blumenkiosk eben
achtlos zertrat zu Spliss,
in der Ebene blühte sie rosa im lau-lila Abend,
Esel schrieen ihr J-a zu,
und Kindheit schien
ewig vertretbares Maß.

1999

(Fortsetzung von Seite 5)

Zimmer dort gehören zu den besten der Stadt. Sie sind groß und haben sehr saubere Bäder.“

Mein Zimmer ist groß. Das Bad ist sehr sauber aber Lenau ist und bleibt ein Dichter, den es zwar von Temeswar ins Ungarische, nach Stuttgart und nach Amerika verschlagen hatte. Nicht aber nach Australien, weshalb man ihn dort für einen Komponisten hält. Warum sollte er nicht hier gewesen sein? Vor Ort in der schmalen Gasse, unterm Dach des gelben Hauses. Kein schlechter Platz für schwermütigen Streicher: „Herz du hast dir selber oft / Weh getan und hast es ändern, / Weil du hast geliebt, gehofft; Nun ist's aus, wir müssen wandern!//“

Habel befragen. Gelegentlich. Der wird die Augen schließen, stelle ich mir vor, mit dem Kopf wackeln wie ein Cicerone und verkünden: Lenau in Pécs? Man kann es nicht wissen. Vielleicht aber: Nein.

Ich habe die Innenseite der Zimmertür mit Schreibpapier tapeziert. Holzfrei, A 4, neun weiße Blätter.

Auf dem ersten ganz oben links steht: Vasarely. Es ist unmenschlich heiß. Ich setzte mit Bleistift ein Fragezeichen hinter den Namen.

Das Hullám an der Szendrey Júlia utca, ein Wellenbad mit weitläufiger Liegewiese, ist nur mäßig besetzt. Die Lángosverkäuferin döst gemeinsam mit zwei Terriern und einem dunkel bebrillten Rettungsschwimmer unterm Sonnenschirm. Verblätterte Zeitungen bedecken die Bänke am Rasenrand. Das Planschbecken liegt verwaist, doch im großen Bassin tobt ein erbittert geführtes Wasserballmatch. Zähl versuche ich immer wieder, den verbissenen Kämpfern auszuweichen, im Tauchgang die Kurve zu kriegen, bis mich doch die Vinylkugel ereilt. Dann, mit dem Stundenschlag, nach kurz warendem Geräusch des Strömungsverstärkers, schnellt mir von vorn und mit Macht die künstliche Welle ans Schienbein. Ich strauchle, falle. Ich mache mich lächerlich.

Raus aus dem Wasser. Dann eben doch Vasarely, Victor. Eigentlich Győző. Geboren hierselbst vor hundert Jahren, in der Káptalan utca,

Haus Nummer drei. Ockerputz, gelbende Fensterläden. Fliederbüsche überm Hofbogen. Pécs frühzeitig verlorener Sohn. Abgänglich nach Piestan, Budapest, später Paris. Op Art-Prophet, Siebdrucker, Teppichknüpfer. Verfechter der Gegensätze:

„Der stärkste Kontrast besteht im Schwarzweiß ...“

Ich aber suche das Zwiegespräch mit dem schwarz-weißen Wollstrich an der Wand. Dem Zebra.

Wir schließen um sechs, ruft die Frau an der Kasse. Um sie zu besänftigen kaufe ich ihr ein paar Bildkarten ab und frage, was Vasarely mit Pécs verbindet.

„Hier wurde er gewandelt“ sagt die Kassiererin, „und hat ein Museum bekommen. Punktum.“

Köszönöm!

Im Lenau-Haus, meinem Quartier, treffen sich die Ungarn-deutschen aus Fünfkirchen und den umliegenden Dörfern. Hier können sie, die liebe lange Woche lang (Habel liebt solche Redewendungen, er hat sie an der Leipziger Universität mitgehen lassen) Zeitungen aus Schwaben studieren, durch das Internet reiten, Tagungen oder Weinabende abhalten, Chorproben oder Volkstänze veranstalten, Neuigkeiten austauschen, Erinnerungen. Sie können die Trachtenpuppen in den Glaskästen beäugen. Oder sie lauschen den traurigen Dichtern, manchmal am Samstag, denen die Muttersprache entschwindet.

„Branauer Schwäbin“, liest Josef Michaelis, Poet und Lehrer aus Willand, dem Weindorf: „Mit ihrer Enkelin spricht sie ungarisch. Deutsch mit ihrem Hund, ihrer Katze, mit Fotos, ihrem Gebetbuch, ihren Verstorbenen, mit sich selbst. Bald, im Kleindorf als Letzte, mit Gott?“

Kelten, Illyrer, Römer lebten hier in Frieden miteinander (erzählt Habel). Hundert Jahre und länger, bis wandernde Barbaren die ungeschützte Stadt Sopianae zerdroschen. Was übrig blieb an Ruinen, nutzten sie als Winterquartier. Schließlich wurden die Streuner von den ungarischen Landnehmern ins Bockshorn gejagt. Mit den Bischöfen von Pécs, den Gelehrten, Mäzenen, mit Janus Pannonius, dem Humanisten begann die erste Blütezeit. Der Bau des Doms lockte Baumeister, Handwerker, Bildhauer, Maler, Steinmetze aus ganz Europa herbei. Weinbauern auch. Dann kam Sultan Suleiman, der Osmane, und (Originalton Habel): „es war aus mit der Freud“. Zwei Jahrhunderte lang. Kirchen werden in Moscheen umgewandelt. Koranschulen und Bäder entstehen. Die wirkliche Verwüstung aber geht nicht zu Lasten der türkischen Besatzer. Die begann mit der Rück-

eroberung und wurde 1704 durch die Serben, die man hier Raitzen nennt, gründlich vollendet. Die Türken waren auf immer vertrieben, doch die Stadt Pécs und das Umland lagen brach und hatten keine Bewohner mehr.

Weltfriedenstag. In Mohatsch, unweit der Grenze zu Kroatien, am Ufer der Donau, wird für das Wochenfest aufgerüstet. Feuerstellen werden aufgebaut, Kochkessel herangeschleppt, Holzscheite, Koks, Ölkannister, Fische in großen Körben für die Suppe, Würstlinge an Stangen zum Braten, Fleischbätschen, große Zwiebeln, Knoblauch, Paprika, Die herrenlosen mageren Hunde der Stadt wittern Morgenluft. Nahe Mohatsch, westlich der Landstraße 56 bei Sátorhely, wächst Gras über dem Massengrab. Verstreut liegen hölzerne Pfeile, Bogen, Schilde, auch Lanzen auf den Wiesen. Dazwischen wurden Pfähle in die Erde gerammt, oben auf geschnitzte und bemalte Kriegerköpfe, Ungarn und Türken und Pferde mit Kränzen geschmückt. 1526 trafen hier die Heere der Ungarn und der Osmanen aufeinander. Innerhalb zweier verregneter Stunden entschieden die übermächtigen Türken das Schlachten für sich. Mehr als 20 000 Soldaten blieben auf der Strecke und Ungarn am Boden zerstört.

Es geht auf Mittag. Am hölzernen Portal vor dem Parkplatz, dessen Inschrift den Untergang des ungarischen Reiches beklagt, sammeln sich die irdischen Heerscharen der Neugierigen und überrennen die Grabstätte. Coffee to go auf dem Vormarsch. Nice day. Alles ist beautiful.

So schlimm wie bei Mohatsch, sagen die Hiesigen noch heute, (sagt Habel), so schlimm wie bei Mohatsch wird's schon nicht kommen.

Du hast die Wahl. In den „Árkáden“ kannst du dich wie zu Hause fühlen. Rasierwasser, Sonnenöl, Waschpulver und Kodakfilme kriegst du bei Rossmann, holländische Tomaten bei Spar, man spricht Deutsch und über Mittag kannst du im Burgerkingcenter keimfrei verpacktes Analogfleisch am Tresen verdrücken. Oder du deckst dich auf dem Markt hinterm Busbahnhof ein. Paprika, Melonen, Maiskolben, Tabak, Landwein aus Villány im 5-Liter-Kanister – und wirst gnadenlos beschissen. Und du? frage ich Gracza, was machst du?

Ich lass mich bescheißen, grinst der Boschler. Da spar ich immer noch die Hälfte. Noch was: Bohnsuppe im Hemingway. Im Dante Kaffee!

Vasarely? Das hiesige Maleridol der Stadt heißt Csontváry. Auch

Monika Szeifert

Respekt

(an die Fünfkirchner Universität)

Vor Deinen Toren: bangende Gesichter.
Deine Bänke – Zeugen der Weisheit.
Deine Fluren – Spuren bewegender Momente.
Hinter Deinen Türen: Schicksalsentscheidungen.
Beständig gegenwärtig.

2010

hassLiebe

Ich hasse, dass Du mich zum Lachen bringst.
Ich hasse, dass Du so sanft zu mir bist.
Ich hasse, dass Du mich liebevoll berührst.
Dass Du meine geheimsten Wünsche erfüllst.
Ich hasse die Frau, die Du aus mir machst.
Doch am meisten hasse ich,
dass ich Dich nicht hassen kann...

2010

Trauer

(an Großvater†)

Schwarz.
Geschmeidige Seide.
Ein würdevoller Sarg.
Worte, die machtlos verhallen.
Tränen.

2010

wenn er nur ein verrückter Apotheker war, der um die Welt reiste und als Autodidakt über hundert Bilder malte, ein bisschen naiv und in starken Farben. Geboren im gleichen Jahr wie der arme van Gogh. Lange tot ist er außerdem. Das kommt an. Voriges Jahr wurden für seinen Prachtschinken „Randevú“ in der Budapester Galerie Kieselbach mehr als eine Million Euro hingebblättert. Habel seufzt wehmütig. „Weißt du, wie viel Forint der Geschäftsführer des Lenauhauses im Monat heim schafft? Das willst du nicht wissen.“

Zwischen 1700 und 1750 waren deutsche Siedler, vor allem aus Süddeutschland, Hessen und Österreich in das nach dem Ende der Türkenherrschaft entvölkerte Karpatenbecken eingewandert. Im 18. Jahrhundert lebten im Königreich Ungarn mehr als eine Million vorwiegend in der Landwirtschaft tätige Deutsche. Das in den Städten sesshaft gewordene deutsche Bürgertum passte sich in der Regel aus wirtschaftlichen Interessen, aber auch unter dem Druck der Magyarisierungspolitik des Staates, sprachlich der ungarischen Bevölkerungsmehrheit an. Nach dem 1. Weltkrieg verlor Ungarn große Teile seines Territoriums an die Nachbarländer. So halbierte sich die Zahl der in Ungarn lebenden Deutschen. Das Ende des Weltkriegs Nummer 2 schließlich „bescherte“ zwischen 1946 und 1948 mehr als 200 000 Ungarndeutschen die Zwangsausiedlung. 50 000 von ihnen gelangten nach Sachsen, die Mehrheit aber in den süddeutschen Raum. Nachdem die in ihrer Heimat Verbliebenen zunächst Repressalien ausgesetzt waren, begann sich deren Lage unter der Regierung des „Gulaschkommunisten“ János Kádár langsam zu verbessern. Doch immer noch galt die von „Volkes Stimme“ erhobene Forderung: „Wer ungarisches Brot isst, soll auch ungarisch sprechen“. Erst ab den 80er Jahren wurde „Deutsch als Nationalitätensprache“ in den Schulen eingeführt. Jetzt nahm die Zahl der zweisprachigen Schulen stetig zu. An der Pannonius-Universität in Fünfkirchen/Pécs wurde, neben Germanistik, der Studiengang „Deutsch als Minderheitenfach“ eingerichtet, Kulturgruppen, Vereine, auch der Lenauverein vor Ort wurden gegründet, eine Minderheiten-Selbstverwaltung konnte die Arbeit aufnehmen. Dem mit dem drohenden Sprachverlust einhergehenden Identitätsverlust der Ungarndeutschen sollte zunächst Einhalt geboten werden.

Die Kassierererin im Dienstkittel am Eingang des Hullám-Bades spricht weder deutsch noch ungarisch. Denn sie hat den Mund voll,

kaut andächtig an ihrem Burger auf schneeweißem Brot, wischt sich die Ketchupspur von den Lippen und bedeutet mir mit den Händen: Eintritt zum halben Preis heute. Ein Glückstag mit Einschränkungen. Als ich die Liegewiese überquert habe wird deutlich, der Lán-goskioszk hat dicht gemacht, Bademeister und Gehilfen inspizieren gelangweilt Papierkörbe und am Boden des großen Bassins sammelt sich nur noch in Fußhöhe das Wasser, ehe es gurgelnd seinen Weg zum Abflussloch findet.

Mitte September. „Lauter wagt der Bach und trüber. / Lauter wird der Lüfte Streit, / Hörbar rauscht die Zeit vorüber / Aus des Mädchens Einsamkeit“. Lenau. Nach Süden.

Stadtgang. Dom, Dreifaltigkeitssäule, frühchristliche Gräber. An der Pannonius utca zentrierweise die blinkenden Schlösser der Verliebten, der glücklichen Schulabgänger und entlassenen Soldaten am Eisenzaunstück. Irgendwo in der Nähe soll Sándor Weöres in seinem „mit Pflanzen und Büchern umsäumten Zimmer“ Kaffee gekocht, geraucht und gedichtet haben. Nach Fünfundvierzig muss das gewesen sein. Noch früher vielleicht. „Rauchend sitze ich am Straßengraben. / Zwanzig Fillér, alles was ich habe, / Doch die ganze Erde ist mein Ascher.“

Pilzpalatschinken im Hemingway. Melonenbrand und dunkles Szalon-Bier im Trunkenbold auf der Königsgasse.

Ein dunkelhäutiger Mann mit zerknittertem Gesicht und geöltem Haar verfolgt mich im Rollstuhl vom Kirchlein Szent Ágoston bis zum Eingang des MATRIX. Er wartet geduldig, bis ich mein Mineralwasser getrunken und alle Mails verschickt habe. Als ich das Internetcafé verlasse, streckt er mir fordernd die Hand entgegen. Ich kaufe mich frei. Jeden Tag zur gleichen Stunde.

Habel hat Márton Kalász' Roman „Téli bárány – Winterlamm“ in Karpatis Übertragung aus der Hausbibliothek gekramt und überreicht ihn mir mit spitzen Fingern. Deutscher Bauernjunge wird zum erfolgreichen ungarischen Schriftsteller. Das Buch packt mich sofort. Ich habe mich mit Balkongestühl, Tabak, Feuerzeug und einigen Pfeifen im Garten des Lenauhauses hinter das Denkmal des vertriebenen Ungarndeutschen zurückgezogen. Nachbars getigerte Katzen streichen mir ums Knie. Ich lese in einem Zug bis es dunkelt.

Am Hang zwischen Donatus und Makár. Hier wohnen die Lam-brechts, das Magdeburger Germanistenpaar in einem hinter Bäumen versteckten schlichten Winzerhaus,

das ein großer, sehr sanfter Hund bewacht. Habel hat meinen Besuch angekündigt. Es gibt überbackene Feigen, Mandeln, selbstgezogenen trockenen Wein und mitteldeutsches Fernsehen. Alles, was über die neuere Literatur der „Donauschwaben“ zu sagen ist, erfahre ich hier. Das Wochenblatt der Ungarndeutschen, die „Neue Zeitung“ hatte 1973 ihre Leser mit dem Aufruf „Greift zur Feder!“ überrascht und damit, meint Doktor Lam-brecht, „ein Schleusentor geöffnet, durch das sich das längst Angestaute endlich Bahn brechen konnte“. Eine Flut von Einsendungen erreichte die Redaktion in Budapest, aus der eine straffe Auswahl für die Anthologie „Tiefe Wurzeln“ getroffen werden konnte. 1974 erschienen, gilt der Sammelband heute als Geburtsurkunde der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. „Die Schwaben“, so Lam-brecht, „avancierten jetzt zu Schreibern und brachten auch gleich eine neue Leserschicht mit, Leser, die einer dörflichen Sozietät entstammen.“ Der Bergarbeiter und Lehrer Josef Mikonya bringt das Ziel der Bemühungen auf den Punkt: „Wenigstens soviel muß uns gelingen, ... für die Zukunft zu dokumentieren, was hier war, was in uns und mit uns geschehen ist ...“

Robert Becker, Dichter, Radioredakteur, Sammler, Ebay-Aktivist, führt mich durch das Pécsér Funkhaus und stellt mich seinen Kollegen vor, die hier, in der Gasse des Heiligen Mohren, Minderheitenprogramme produzieren: kroatische, serbische, deutsche ...

Jeden Tag von zehn bis zwölf sind die Ungarndeutschen auf Sendung. Folkloristisches, Volksmusik, Tagesthemen, Ratschläge, das Wetter, deutsche Messen aus den Gotteshäusern Fünfkirchens, auch Gedichte gehen ab und zu durch den Äther. Und werden gehört? Becker hebt hilflos die Schultern. „Das möchte ich auch gern wissen!“

Auf dem steilen „Pilgerpfad“ zur Kapelle Maria Schnee, durch das ruppige Künstler- und Handwerker-Viertel Tettye, einer Mischung aus Weißer Hirsch und Dresdner Neustadt. Vor den Häusern stehen lauter alte Bekannte:

Felicia, Saporosh, Octavia, Shiguli, Trabi, Wartburg, Sperber, Schwalbe ...

Von Frühweiss aus, der alten Weinlage, nur zu erahnen:

Fünfkirchens noble Dächer, Giebel, Brunnen, die Zsolnay-Stadt, eine nostalgische Orgie aus Keramik und Pyrogranit.

Einmal im Jahr treffen sich die ungarndeutschen Dichter und Erzähler, die fast alle einen Brotberuf ausüben, zu ihrer Literaturwerkstatt. Sie kommen aus Fünfkirchen,

Ödenburg, Budapest, Sepsard und den umliegenden Dörfern, in denen man die deutschen Mundarten noch spricht oder und wo in den Schulen Deutsch gelehrt wird. Sie lesen sich ihre Arbeiten vor, werden von Lektoren, Germanisten und Redakteuren beraten. Die besseren der Gedichte und Geschichten werden sich später vielleicht auf den Seiten der „Neuen Zeitung“ wieder finden und in Anthologien. Manche Autoren können auf mehrere Bücher verweisen. Einzelne kommen in österreichischen, deutschen oder Schweizer Literaturzeitschriften zu Wort. Worum sie bangen: um ihre Leser vor Ort. Es werden immer weniger.

Als die junge Angela Korb am Abend in der Deutschen Bühne in Sepsard die Geschichte „Sterwöslust“ liest, wird es im Saal ganz still:

„Ich war rauskhange vum Spital un' hun e Bursch getroff. Ich hun k'sunge un' Witz k'macht un am andre Tag war ich raikhange zu mai Kroßmottör un ös annör Pett war leer. Ti plaawe Aage hun mich nimmi aak'schaud, awör ten liewe Parscht aa ne. Ich pin zu mai Kroßmottör hiekhange un hun se wiedör k'fracht ep se was zu tringe wold.“

Oktober. Die Kastanien krachen nur so auf die Terrassentische. Vor dem Elefanten sitzen ein paar deutsche Studenten am Nachbartisch und spielen „Vater, Mutter, Kind“. Will heißen, jedes Mal, wenn in der Nachbargasse Reifen quietschen, weil jemand mit dem Fahrrad in den musealen Schienenstrang der längst verschrotteten Straßenbahn geraten und zu Fall gekommen ist, verteilen die angehenden Mediziner, nachdem sie sich kurz vom Tisch erhoben und einen diagnostizierenden Blick um die Ecke geworfen haben, ihre Striche in den entsprechenden Rubriken und vergleichen die reale Strichmenge mit ihren auf der Rückseite des Zettels zuvor vermerkten Schätzwerten. Wer, bei Übereinstimmung, gewonnen hat, hat gewonnen und bekommt was zu trinken.

Ich löse die Sudelblätter von meiner Zimmertür, schließe die Dachluke, ziehe den Stecker des Ventilators.

Nach Norden. Den Balaton links liegen zu lassen, gelingt nicht. Das Südufer. Fonyód, Lelle, Szárszó. Die fliegenden Fahnen des Sommers 89. Die Magdalenenpension, der Bahnübergang, die Schranke, an der sich Attila József vor den Güterzug geschmissen hat. Unsere Blumen im Senfglas. Das Westgeldcafé vorm Strandweg. Lange her. Die Autofähre. Tihany, wie damals im Regen; dito Bratislava und Prag und Dresden so wie so.

„Nur ein kleines Geißlein...“

Eine Station im Leben der Valeria Koch – vor den Kulissen der Kulturhauptstadt 2010

Im Frühsommer des Jahres 2010 erschienen an diversen Mauerflächen der Innenstadt in Fünfkirchen über hundert Kurzporträts mit auffälligen Fotos und der Aufschrift „Stadtbelagerung – das waren wir einst“. Auf Initiative der Galerie Parti und nach freiwilliger Abstimmung der Bewohner belagerten die fast ein Quadratmeter großen Plakate meist die Gebäude, die mit der Laufbahn der betroffenen Person einst verbunden waren. Ob einfacher Handwerker, hoher Gelehrter, Ballettdirektor, Ingenieur oder eben auch DichterIn –, Einheimische, aber auch nur kurzweilig die Stadt Erkundende konnten bekannte Gesichter aus Fünfkirchen (neu) entdecken, über die Vielfalt bedeutender Persönlichkeiten des verflochtenen Jahrhunderts staunen. Nicht wenige derer haben wohl auch kurz Station gemacht an der Mauer des Klara-Leówey-Gymnasiums, vor dem Bild der Dichterin Valeria Koch.

Wieso eben hier? Laut der nüchternen biographischen Daten besuchte sie in den Jahren 1963 – 67 den Deutschen Nationalitätenklassenzug des Gymnasiums und machte hier Abitur in zwei Sprachen. Sie unterrichtete dann fünf Jahre später an ihrer Alma mater, sogar ein Jahr lang Deutsche Sprache und Literatur, um dann ab 1973 in Budapest die journalistische Laufbahn bei der Neuen Zeitung zu beginnen. Als Zeugin und Mitstreiterin dieser vier Jahre versucht nun die Verfasserin dieser Zeilen dem nachzugehen, was diese Zeit und der historisch und kulturell hoch beladene Ort der Jugend ihr, der angehenden Dichterin, bedeuteten.

Einfach hatte sie es in vieler Hinsicht nicht: Sie pendelte täglich zwischen zwei Welten, dem vertraut-familiären, überschaubaren, heimischen Alltag in Surgetin und der von hohen Anforderungen, Erwartungen gekennzeichneten, zunächst so fremden, kalten Welt der höheren Schule in der Stadt. Das Heimatdorf war für sie – wie für uns alle aus den Dörfern der Branau – trotz immer noch bedrückendem Verlust von Haus und Hof, materiellem und kulturellem Erbe, trotz all dem eine heile Welt. Das war sie hinter den Zäunen und den Mauern, auf dem Hof und in der Stube, wo ihr Eltern und Großeltern, Nachbarn und Verwandten immer noch im vertrauten Klang der Ortsmundart beigebracht haben, was für sie auch später stets an erster Stelle stand: Gutes vom Bösen zu trennen, sich nach bewährten Regeln zu richten, das Wahre und Schöne zu (er)leben. Die „Perlen“ der Kindheit konnten nie so tief versunken sein, dass sie nicht geholfen hätten, Halt zu bewahren.

Das war in den Jahren am Gymnasium am schwersten, diesen Sprung in das Unbekannte, Bedrohliche zu schaffen, sich einzugliedern, ohne das eigene Gesicht zu verlieren. Das ließ sie bereits zu Beginn spüren, nicht anmaßend, aber doch sehr entschlossen ihre Ansichten vertretend. Von Anfang an war es uns klar, wo sie immer mitzureden hatte: in Literatur, in Deutsch wie in Ungarisch, bei Kunst, Film, Geschichte, Musik. Wie viel bei ihr haften blieb jedoch auch in Naturwissenschaften, das kam in ihren Texten manchmal Jahrzehnte später zum Vorschein, sogar die seinerzeit eher verpönte Beschäftigung mit Gartenbau („Polytechnik“ nannte man das verschönernd) trug ihre Früchte in manchen Gedichten. Bei Klassentreffen gehörte es zu den Spaßmomenten herauszufinden, wer sich noch an die meisten lateinischen Pflanzennamen erinnerte -, sie gehörte gewiss zu den besten bei dieser nostalgischen „Prüfung“. Erst gegen Ende des ersten Gymnasialjahres fanden wir heraus (es war beim Jäten im Schulgarten), dass sie selbst Gedichte schreibt, allerdings in dieser Zeit ausschließlich in Ungarisch.

Das war so eine Sache mit unseren beiden Sprachen – eher sollte man von dreien sprechen. „Teitsch rede“ war für uns der natürlichste Zustand der Welt, da wurden wir hineingeboren. Erst im Kindergarten, bei den meisten der Klassenkameraden noch mehr in der Schule folgte dann die doppelte Hürde: Lesen und Schreiben lernen, dazu noch in Ungarisch! Doch schafften es die meisten von uns, in der kulturellen Muttersprache Ungarisch solche Sicherheit zu erlangen, dass wir ohne Schwierigkeiten aus dem mündlichen Ausdruck in der Mundart in die ungarische Schriftsprache wechseln konnten. Ihr gelang dies unter uns bestimmt am besten. Die „Geheimwaffe Wort“, erst in Ungarisch, später auch in Hochdeutsch, rettete sie später im Leben oft aus tiefster Not.



Foto: Anna Wolfart

Hochdeutsch war (auch) für uns eine Sprachvariante, die zu erobern war. Ganz unberührt waren wir ja nicht, die „wöchentlich zwei Stunden Muttersprache“, wie es Claus Klotz formulierte für die 50er und 60er Jahre, ließen erst nur ahnen, welche Höhen da zu erklimmen sind. Doch hatten wir ja bereits ab siebentem Lebensjahr täglich die „teitsch Stund“ in Radio Fünfkirchen, bei Kochs gab es neben NZ und Deutschem Kalender auch manche andere Bücher in Deutsch, da ihr Vater, Leo Koch, ja selbst Novellen in deutscher Sprache verfasste. Was einen jedoch im „Deutschen Gymnasium“ (gängiger Name unserer Schule in Elternkreisen) erwartete: Literatur, Geschichte, Erdkunde praktisch beim Einstieg in deutscher Sprache zu lernen, das war schon eine harte Nuss. Dabei hatten wir alles verstanden, doch grammatisch fehlerfrei zu sein, das lag noch in grauer Zukunft!

Es gilt nun einzugestehen, was und wie diese Schule – und die Stadt Fünfkirchen – die spätere Laufbahn von Valeria Koch bestimmte. Die Stunden in Ungarisch und Deutsch festigten und erweiterten den Umgang mit Literatur, mit dem Schönen im Wort überhaupt. Sie eröffneten auch neue Wege des Verständnisses von Text, Bild, Theater und Film: Dazu war der geeignetste Rahmen der Literaturkreis am Nachmittag, wo jede Woche einmal auf hohem Niveau vorgetragen und diskutiert worden ist, im Zeichen der Konsequenz, aber auch der Toleranz. Das war richtige Vorbereitung auf die spätere Studienzeit in Szegedin, teils in der Bibliotheksarbeit, sowie auch im fachlich und stilistisch anspruchsvollen Verfassen von Vorträgen.

Der wichtigste Bereich war und blieb ihr das Literarische. Das umfasste nicht nur die eigene Arbeit an Texten zu Hause, dazu gehörte auch das dem engeren Kreis der „Eingeweihten“ erst zaghafte, später dann immer vertrautere Vorlegen der Gedichte – in Surgetin und auch in der Klasse. Die reifen Früchte ließ sie sogar öffentlich präsentieren: Ihr Gedicht zum Todestag von Attila József am 3. Dezember 1966 und die Übersetzung von Rilkes „Der Panther“ einige Wochen früher lagen auf dem Lehrertisch – und bewegten Lehrerinnen und Schüler gleichermaßen. Der kleine Festsaal, wo heute eine Gedenktafel an die Dichterin erinnert, war Zeuge von den Programmen der Literarischen Bühne, wo sie im Vortrag von Gedichten ihr Bestes gab.

Die Stadt bot auch sehr viele Arten kultureller Bereicherung: Die Lesungen namhafter Dichter der Stadt, die Vorstellung der Anthologie „Dunántúl“, Vorträge renommierter Kritiker, aber auch die Theater- und Ballettabende, die Konzerte im Lisztsaal vertieften ihr Kunsterlebnis.

Das Unterrichtsjaahr 1972-73 betrachtete sie nicht nur als echte Herausforderung, bei den Schülern die Liebe zur Literatur zu wecken und zu stärken, sondern festigte in ihr das Vorhaben, immer mehr in Deutsch zu schreiben. Die Teilnahme am Preisausschreiben der NZ „Greift zur Feder!“ öffnete ihr den Weg, den sie in den folgenden 25 Jahren ihres kurzen Lebens ging und sie zum „Stern am ungarndeutschen Literaturhimmel“ (nach J. Szabó) werden ließ. Sie besuchte ihre alte Schule oft: erst als Journalistin, später zu Lesungen. Ein bleibendes Erlebnis bereitete ihr wie auch den Schülern und der Verfasserin (damals Lehrerin an ihrer gemeinsamen alten Schule), als im Klub des Leówey-Gymnasiums eine Ausstellung aus den Werken von Schülern eröffnet wurde, die zum Illustrationswettbewerb der NZ „Worte voll Zauber und Sinn“ eingesandt worden sind.

Bei den beiden letzten Klassentreffen war sie nicht mehr unter uns, der Kranz an ihrer Gedenktafel im Gymnasium und die Worte der Erinnerung waren nur ein äußeres Zeichen, eine blasse Abbildung davon, wie sie in uns weiterlebt.

Denn sie lebt weiter: in den Gedichtbänden, in den Literaturstunden und den Abiturprüfungen, wo ihre Zeilen zu Worte kommen, in der Schule, die ihren Namen trägt.

Und in der Stadt Fünfkirchen, die als Kulturhauptstadt Europas ihrer gedachte.

Maria Wolfart-Stang

Stefan Raile – zum 15. Mal bei VUdAK-Werkstattgesprächen

NZ-Leser können immer wieder literarische Texte von Stefan Raile lesen. Der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler hat 1996 seinen Erzählband „Dachträume“ herausgegeben.

Stefan Raile wurde 1937 in Waschkut geboren, 1947 wurde seine Familie vertrieben und zwar nach Görlitz in die Sowjetzone (spätere DDR). Raile arbeitete an verschiedenen Einrichtungen als Lehrer, 1962 begann er zu schreiben. Der in Jena wohnende Schriftsteller hätte bei den Bogdaner VUdAK-Werkstattgesprächen im September ein kleines Jubiläum feiern können, war er doch zum 15. Mal in Folge, also ununterbrochen, bei den VUdAK-Treffen dabei. 1992 lernte Stefan Raile in Sindelfingen Johann Schuth, 1. Vorsitzender des VUdAK, kennen, seitdem hat er regelmäßig in der Neuen Zeitung veröffentlicht. An den Werkstattgesprächen 1996 nahmen die Lektoren Jochen Haufe und Günther Glante teil, letzterer hat den gleichfalls anwesenden Stefan Raile als Lektor für die Werkstattgespräche im nächsten Jahr vorgeschlagen.

Und in diesen 15 Jahren hat er auch Generationen der VUdAK-Literatursektion kennengelernt: Josef Mikonya, Engelbert Rittinger, Franz Sziebert hat er in ihrer schriftstellerischen Tätigkeit erleben können. „Die Werkstattgespräche waren ein Geben und Nehmen, woraus alle profitiert haben: sie

haben ihre Erfahrungen über Ungarn zwischen den zwei Weltkriegen und im Zweiten Weltkrieg in Details weitergegeben“, sagt Stefan Raile. Die Zusammenarbeit sei interessant gewesen, wozu die Anwesenheit eines Germanisten, es war Dr. Helmut Rudolf, auch wesentlich beigetragen habe. Stefan Raile schätzt den manchmal erstaunlichen Durchbruch der Kollegen in der Literatursektion, die ja nicht genug Zeit zum Schreiben hätten, da sie größtenteils – oder sollte man eher sagen gar – keine Berufsschriftsteller sind, sondern neben dem Schreiben doch einen Beruf ausüben haben.

Zur jungen Autorin Magdolna Palotai, die das erste Mal bei den Werkstattgesprächen mit dabei war, meint Stefan Raile, „sie ist aus meiner Sicht auf Hoffnung berechtigt“. Über Sektionsvorsitzenden Robert Becker sagt Raile, „ich finde seine Gedichte im Band ‚Faltertanz‘ auch alle sehr gut, sie scheinen mit Leichtigkeit geschrieben, sehr tiefgründig“. Koloman Brenner wäre im Ton völlig anders, doch beide hätten eine Berechtigung. Ein wichtiges Element der Werkstattgespräche bilden die wohlwollenden und zu beherzigenden Kritiken von Josef Michaelis, Dr. Helmut Rudolf (†) und Stefan Raile. „Ein irgendwie unsichtbares Band“ verbindet Raile mit der VUdAK-Gruppe – Künstler inbegriffen, durch „Leute aus dem Land, wo ich geboren wurde“, so der Schriftsteller. Fremdes und Vertrautes zugleich, und da sich Stefan Raile angenommen gefühlt hat, nahm er bislang jedes Mal die weite Reise auf sich, die ihm selber



Nelu Bradean-Ebinger, Stefan Raile und Stefan Valentin im Schiff auf der Donau

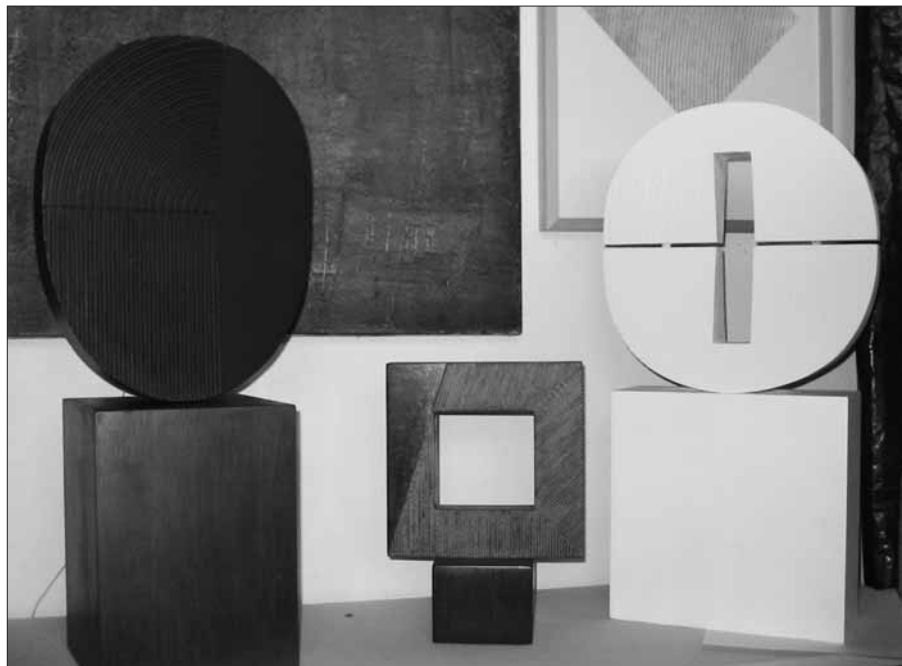
auch viel gegeben hat. Auf die Frage, ob ungarndeutsche Literatur in Deutschland wahrgenommen würde, meint er, Lyrik wäre ein schwieriges Terrain. Nicht der Minderheitenstatus würde eine Rolle spielen, sondern bei den harten Kriterien zähle das Talent, und leider basiere ja alles auf Marktwirtschaft. Hauptaugenmerk der Verleger sei die Verkaufbarkeit. Denn wie Raile sagt, „sehr anspruchsvolle Texte kann man nicht so leicht verkräften“.

Der Schriftsteller selbst hat sich schon in sehr unterschiedlichen Gattungen versucht: Gegenwartsroman, Kriminalerzählung, Abenteuergeschichte, historischer Roman. In den letzten Jahren beschäftigte er sich gezielt mit dem Thema Ver-

treibung der Deutschen aus Ungarn. Derzeit arbeitet Stefan Raile an einem Episodenroman, in dem es vier größere Komplexe (Abschnitte) geben wird. Dazwischengeschaltet soll der Hintergrund des Ich-Erzählers vermittelt werden, ein Handlungsort soll die Mohatsch-Gedenkstätte Sátorhely sein, und durch die Reise des Ich-Erzählers soll sehr viel Welt in die Erzählstruktur reingeholt werden. Auch magische Orte, eine Fantasy-Gestalt sowie mehrschichtige Gedankengänge werden den Bogen des Erzählstranges spannen und weitreichende Verbindungen herstellen. Gespannt können wir nun auf das Erscheinen des Romans warten!

A.K.

Atelierbesuch bei László Hajdú



Auf der Heimfahrt von den Werkstattgesprächen in Bogdan haben einige VUdAK-Mitglieder in Sankt-Andrä bei Maler László Hajdú halt gemacht, um sich seine Werke anzuschauen, die seitens der Künstlerkollegen viel Anerkennung gefunden haben. Auch die werten Leser können nun einen Einblick in László Hajdús Atelier werfen. Seine geometrischen Gemälde werden nächstes Jahr im Haus der Ungarndeutschen in Budapest zu besichtigen sein!



„Der zweisprachige Dichter besitzt den Schlüssel“

Gespräch mit Ingmar Brantsch

Seit Jahren schreibt Ingmar Brantsch Beiträge zur ungarndeutschen Literatur, die auch teils in „Signale“ veröffentlicht worden sind. Ingmar Brantsch stammt aus Rumänien und lebt in Deutschland. Mit einem sensiblen Blick verfolgt er die Literaturszene der deutschen Minderheiten in Ungarn und Rumänien. Anlässlich seines 70. Geburtstages befragte ihn Signale zu seiner Tätigkeit.

Signale: Herr Brantsch, seit wann beschäftigen Sie sich schon mit der Erforschung von Minderheitenliteraturen?

IB: Gewissermaßen seit der 5. Klasse der Allgemeinschule in Kronstadt. Die Rumäniendeutschen durften ihre Schulen auch nach der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges behalten, genauso wie die Ungarn, Serben, Slowaken, Bulgaren, Griechen – um nur die bekanntesten Minderheiten Rumäniens zu nennen. In der Eingangshalle der Schule hing eine große Wandtafel, auf der die neuesten Buchpublikationen in deutscher Sprache ausgehängt wurden. So haben die Rumäniendeutschen hauptsächlich über ihre Schulen immer eine sehr rege Verbindung zu ihren deutschschreibenden Autoren gepflegt. Unsere Lehrer ermutigten uns, Gedichte und Kurzprosa zu schreiben, und meine sehr verdienstvolle Lehrerin aus der dritten Klasse, Frau Gärtner, hat höchstpersönlich meine ersten Gedichte nicht nur begutachtet, sondern auch im wahrsten Sinne des Wortes verbessert. Seit dieser Zeit habe ich natürlich sehr aufmerksam die rumäniendeutsche Literatur verfolgt, zu der ich mich seit meinem neunten Lebensjahr – vielleicht nicht ganz bescheiden – zugehörig fühlte.

Die ungarndeutsche Literatur habe ich über das hervorragende Buch von Oskar Metzler „Gespräche mit ungarndeutschen Schriftstellern“, das ich zufällig in einer Budapester Buchhandlung fand, kennengelernt und dann sofort den Kontakt zu János Szabó und Johann Schuth aufgenommen. So kenne ich schon seit Jahrzehnten die ungarndeutsche Literatur über ihre beiden modernen Mentoren.

Mit der rußlanddeutschen Literatur kam ich auf meinen mehr als ein Dutzend Reisen durch die damalige Sowjetunion – russische und sowjetische Geschichte waren mein Spezialthema im Geschichtsstudium – in nähere Berührung. So habe ich die Rußlanddeutschen vor Ort in Kasachstan und Westsibirien persön-



Ingmar Brantsch mit der Dichterin Valeria Koch und dem Maler Adam Misch 1992

lich kennengelernt und war erschüttert über ihr noch viel härteres Schicksal als das der Rumäniendeutschen und Ungarndeutschen.

Signale: Wie könnten Sie die Positionierung von ungarndeutscher Literatur bestimmen? Hat diese Literatur eine Berechtigung in Deutschland?

IB: Die ungarndeutsche Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg gibt es de facto eigentlich so richtig erst nach 1974, als Erika Áts die erste ungarndeutsche Anthologie „Tiefe Wurzeln“ herausgegeben hat. Seither sind in den letzten 36 Jahren eine ganze Reihe von beachtlichen deutschschreibenden Talenten aus allen Generationen zu Worte gekommen. Vor allen Dingen hat die ungarndeutsche Literatur schon deshalb eine Berechtigung innerhalb der gesamtdeutschen Literatur, weil es nur dieser deutschsprachigen Literatur Osteuropas gelungen ist, eine wirklich zweisprachige Dichterin, die in beiden Sprachen genauso gelungen schrieb, hervorzubringen – und zwar Valeria Koch.

Signale: Meinen Sie, daß Zwei- oder Mehrsprachigkeit ein Vorteil bei der Produktion von Literatur sein kann? Oder sind Abweichungen eher durch

kulturelle Unterschiede, historische Ereignisse und abweichende Denkweisen bestimmt?

IB: Auf jeden Fall ist die Zwei- und Mehrsprachigkeit ein Vorteil in jeder Hinsicht und vor allen Dingen beim Rezipieren und noch mehr beim Produzieren von Literatur. Wie schon erwähnt, ist Valeria Koch hier das beredteste Beispiel aus der ungarndeutschen Literatur. Diesem Beispiel nähert sich Rosza Domaszyna (Domaschke), eine sorbischschreibende Autorin aus der ehemaligen DDR, die ebenfalls in zwei Sprachen schreibt, vor allem aber Sorbisch, was ihr eigentliches Werk bildet.

Abweichungen, kulturelle Unterschiede, historische Ereignisse und unterschiedliche Denkweisen machen ja gerade das Einmalige, Unverwechselbare, ja schließlich Authentische des Kunstwerkes aus. Der zweisprachige Dichter besitzt den Schlüssel zu beiden Mentalitäten und kann wirklich frei – im wahrsten Sinne des Wortes „nicht wortwörtlich“, sondern sinngemäß – vorgehen.

Signale: Sie haben vor kurzem eine Serie über ungarndeutsche Literatur in der Zeitschrift „Deutscher Ostdienst“ veröffentlicht. Meinen Sie,

daß diese Literatur eine Zukunft hat?

IB: Anlässlich der Kulturhauptstadt Fünfkirchen, die gleichzeitig auch die Hauptstadt der schwäbischen Türkei ist, war natürlich das Interesse an den Nachkommen der hier angesiedelten Deutschen verständlicherweise gewachsen. So kam es dazu, daß man gerne über deren Leben und Taten – zu denen auch die literarischen Taten gehören – berichtet hat. Ich habe allerdings auch im deutschsprachigen Rundfunk Fünfkirchens mit Hilfe des Kulturredakteurs Robert Becker eine Serie über ungarndeutsche Kultur machen können, so daß ich hoffe, daß endlich auch die Ungarndeutschen sich intensiver mit den literarischen Werken ihrer eigenen Landsleute auseinandersetzen. Sie verdienen es auf jeden Fall, schon einfach deshalb, weil sie nicht nur eine kulturelle Bereicherung, sondern durch das bessere Beherrschen der deutschen Sprache zudem auch eine wirtschaftliche Alternative im zusammenwachsenden Europa erhalten.

Selbstverständlich hat diese Literatur solange Zukunft, solange die ungarndeutschen Autoren ihren Enthusiasmus, ihr Engagement und ihre Heimatliebe zu Ungarn, zu denen natürlich auch die ungarndeutsche Komponente gehört, nicht aufgeben. Auch von seiten der Leserschaft ist in Zukunft ein größeres Interesse, gerade im zusammenwachsenden Europa, an den eigenen Möglichkeiten zu erwarten.

Signale: Meinen Sie, daß das Buch generell im 21. Jahrhundert noch weiterleben wird?

IB: Aber selbstverständlich, es fragt sich nur in welcher Form, in welchem Ausmaß und in welcher Verbreitung.

A. K.

Einsatz und dichterisches Erbe von Klotz gewürdigt

Vor zwanzig Jahren verstarb der aus St. Iwan bei Ofen stammende Volkstumspolitiker und Dichter Claus Klotz. Sein Einsatz für die Sache der Ungarndeutschen und sein dichterisches Erbe wurden im November bei zwei Veranstaltungen gewürdigt. Im Rahmen der Woche der deutschsprachigen Kultur am Germanistischen Institut der ELTE in Budapest, wo Klotz selber studierte, trugen Studenten seine Texte vor. Seine Schwester Maria Klotz schilderte die einzelnen Etappen des interessanten Lebenswegs des großen Bruders, illustriert mit zahlreichen Familienfotos. Johann Schuth sprach über den Dichter Klotz, dessen gesamtes literarisches Werk in der Anthologie „Erkenntnisse 2000“ veröffentlicht wurde. Kurze Zeit später fand im Budapester Haus der Ungarndeutschen ein Klotz-Gedenkabend statt, bei dem u. a. Schauspieler Bálint Merán Texte vortrug und Nelu Bradean-Ebinger über seine Erinnerungen an den Dichterkollegen sprach.

Das Grab von Claus Klotz im Heimatort Sanktiwan bei Ofen/Pilisszentiván



Suche nach dem Licht

Der in Willand lebende Autor Josef Michaelis eröffnete am 15. Oktober im Fünfkirchner Lenau-Haus die Ausstellung mit Werken von Manfred Karsch (beide Mitglieder des VUdAK – Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler).

Wenn wir uns in einem dunklen Zimmer aufhalten, sehen wir nichts. Als ob wir blind wären. Überall ist es stockfinster, es ist kein Raum, die Gegenstände sind unsichtbar, es existieren keine Formen und keine Farben. Alles ist unsicher. Vor unseren Augen scheint dichter, schwarzer Nebel zu wallen. Dann, wenn wir den Verdunklungsvorhang aufziehen und ein Fenster öffnen, strömt Licht herein, das alles umarmt. Der Raum bekommt einen Sinn, alles wird sichtbar, es werden Gegenstände und Formen gegeben, sie werden gleich eine Gestalt bekommen, eine Farbe und eine Funktion haben.

Genauso ist die Leinwand, ein Blatt Papier oder die Holzfaserverplatte des Malers, die am Anfang – zwar nicht schwarz – aber leer sind, die dann der Künstler mit Licht, Glanz, mit Farben und Formen ausfüllt.

Wir können ohne Licht gar nicht sein. Ich zitiere Johann Wolfgang von Goethe: „Die Farben sind Taten des Lichts. Jede Farbe also, um gesehen zu werden, muß ein Licht im Hinterhalt haben. Daher kommt es, daß je heller und glänzender die Unterlagen sind, desto schöner erscheinen die Farben.“ Ich könnte auch noch andere Vergleiche erwähnen: Das Licht ist die Seele des Diamanten und auch der Malerei.

Diese Gedanken bewegen auch Manfred Karsch, der in seinen Werken nach dem Licht sucht und auch nach dessen Wesen forscht. Er sucht es in der Natur, in seiner Umgebung, in sich selbst. Und wenn er es gefunden hat, sieht er die Lichtstrahlen, formt seine Gedanken zu Stimmungen und stellt sie künstlerisch in seinen Bildern dar. Er hat uns manches zu sagen.

Der Künstler wurde 1948 in Erfurt in Thüringen geboren. Er hat später an der Leipziger Hochschule für Graphik und Buchkunst studiert und dort seinen Beruf, Gebrauchsgraphiker, gelernt. Bis 1971 hat er vor allem Plakate entworfen, unter anderen gerade auch zu den Geburtstagsjubiläen Goethes. Er hat zu vielen Ausstellungen und zur Buchbinderei an den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar Konzepte entwickelt. Diese Zeit hat er mit namhaften Literaturwissenschaftlern gemeinsam verbracht, die seine



Josef Michaelis und Manfred Karsch im Fünfkirchner Lenau-Haus

Foto: Johann Habel

Denkweise und Kunst auch bereicherten. In seiner jetzigen Malerei schöpft er aus diesem Gedankengut und diesem Umfeld viele Ideen.

Seit 1972 lebt und arbeitet er als selbständiger Werbegraphiker und Maler in Hanselbek/Erde. Zahlreiche Ausstellungen im In- und Ausland (z. B. in Deutschland, Holland und Polen) beweisen seinen Fleiß und seine Erfolge, vor einigen Wochen war er gerade in Ulm. 2007 hat er den Kunstpreis der Stadt Hanselbek erhalten.

Der Aufbau der Bilder seiner früheren malerischen Periode ist konstruktiv: Korrekte, bestimmte Linien, farbige Flächen begrenzen sie. Meiner Meinung nach kann man die Wurzeln seiner Malerei im Kubismus und Impressionismus finden, mir rufen sie einige Werke von Monet, Dolaunay, Klee oder Fillia in den Sinn. Karsch vereinfacht den Anblick, den Moment und die Naturformen und kleidet sie in eine andere, künstlerische Form. In erster Linie arbeitet er mit Flächenfiguren und senkrechten Linien. Als wenn man die Teile einer zerbrochenen, bunten Glasscheibe auf der Leinwand oder Holzfaserverplatte zusammenfügen würde, aber mit der Methode der künstlerischen Farben-Mosaiksteine oder des Puzzles. Seine charakteristischen Formen sind lange Rechtecke und abwechslungsreiche Trapeze. Nur selten verwendet der Künstler Kreise oder Bogenformen. Stillleben der Flächenfiguren strahlen von seinen Bildern.

Der Besucher erahnt das Erlebnis des Malers, denn seine Werke erzeugen Stimmungen. Das Abbilden von Menschen- oder Tierfiguren, das figurative Gestalten ist für ihn nicht charakteristisch. Auf seinen Bildern herrscht regelmäßige, künstlerische Ordnung.

Mir kommt in Betrachtung seiner Werke auch ein bißchen die Farbenwelt der Bleigläser in den Sinn. Formen der Natur, zum Beispiel Silhou-

etten der Berge, oder Umrisse der Gegenstände helfen uns, seine Ausdrucksform zu verstehen, die Bilder bleiben aber trotzdem abstrakt.

Die Farbenwelt des Künstlers ist im allgemeinen warm. Vielleicht ist es die Wärme Ungarns, die den Thüringer in besonderer Weise anspricht und die er in seinen Farbtönen wieder erscheinen läßt?

Die Verwandtschaft der Farben, ihre Abtönungen vieler Arten kann man auf nahezu allen seinen Bildern entdecken. Bei seinen früheren Werken dominieren eher lebhafte, bunte Farben. Häufig entdeckt der Beobachter verschwommene oder durchschimmernde Reflexe, Lichteffekte, durchgeseigte Lichtstrahlen, Lichtbrechungen und -spiegelungen oder Vibrationen der Lichtstreifen.

Manfred Karsch verwendet oft Kontrast- oder Komplementärfarben, diese stärken das Gesehene und vertiefen das Erlebnis.

Auf vielen seiner Bilder gibt es mehrere Stimmungen und Aussagen in sich verdichtet. Sie sind verborgen und können vom Betrachter selbst entdeckt werden. Wenn wir uns die Titel der Werke ansehen, können wir feststellen, daß sich Karsch von den Jahreszeiten, von der Natur und deren Oberflächenformen, den Gegenständen und Objekten nicht trennen kann. Die Titel sprechen für sich: Frühling, Herbst in der Mátra, Kékes-Berg, Seeufer, Krämerbrücke, Montmartre, Mietshäuser, Holländisches Fenster, Ägidienkirche, Altar, Orgel, Die Treppe, Friedhof, Sonnenblumenfeld, Tulpenfeld, Weidenbäume, usw.

Die hier im Lenau-Haus ausgestellten Bilder zeigen uns ein neues Gesicht des Künstlers. Sie stellen eine veränderte Weltanschauung, eine andere Periode der Malerei dar. Diese Werke betonen stärker ein lyrisches „Ich“, sie wenden sich vielleicht direkter an die Seele, sie möchten auf die Emotionen der Besucher wirken. Manfred Karsch weiß gut:

Unsere Taten, unsere Meinung und Entscheidungen beeinflussen oft die Emotionen, nicht immer der klare Verstand und Sinn.

Seine Bilder möchten uns an erster Stelle nicht zu denken geben, sie möchten eher den besseren Teil der Menschen erreichen, sie appellieren nämlich an das Gleichgewicht der Stimmungen und die Harmonie der Seele. Sie helfen vielleicht damit auch, diese Harmonie – die wir im Leben ja häufig vermissen – zu finden.

Die verschwommenen Farben, die Verschmelzung der Farbtöne geben der Phantasie einen breiteren Raum. „Die Farbe beherrscht mich“, hat einst Paul Klee gesagt. Diese Gesinnung ist auch für die Welt des Malers aus Hanselbek charakteristisch. Die Verwendung der dunklen und hellen Kontraste, die Suche nach fernem, durchscheinenden Lichtern ist so gestaltet, als wenn sich der Künstler in seinem inneren Wesen auch nach ausgleichender Beruhigung sehnen würde.

Seine neuen Werke sind schleierartig, der Blick wird hinter mythische Schatten, Nebel und Flecken geleitet, dorthin, wo dieser ferne Schein glänzt, wohin vielleicht keine sterbliche Seele hingelangen kann. Dem Aufnehmenden bleibt so die Vermutung, oder aber er gewinnt das Bewußtsein, daß es irgendwo ein Licht gibt, was ihm oder uns allen Hoffnung und Perspektive sein kann.

Seine Titel ändern sich auch ein wenig: z. B.: Blaue Linie, Zwischen Himmel und Erde, Strichcode, usw.

Das Credo von Manfred Karsch würde ich mit zwei Sätzen so zusammenfassen: „Mein Grundprinzip ist, geometrische Grundformen mit Farben der Natur zu einem harmonischen Ganzen zusammenzubringen. Ich möchte Licht in die Tiefe des menschlichen Herzens senden, das ist des Künstlers Beruf.“

Diese Ausstellung beweist das beispielhaft.

Ich wünsche dem Künstler, er möge auf diesem Weg mit ungebrochener Kraft weitergehen, er solle an seinen Gemälden diesen fernen Regenbogen der Farben, den geheimen Ort der sich versteckenden Schimmer und in seiner Maltechnik das wahre Licht hinter dem Horizont finden. So kann er uns dann diese Erlebnisse auf der Leinwand oder der Holzfaserverplatte mit eigentümlichen Pinselstrichen auch als Botschaft mitteilen und für uns verewigen.

Lieber Manfred!

Zu deiner Schöpfung wünsche ich gute Gesundheit, inspirierende Erlebnisse, weitere lichte Augenblicke und Erfolge!

*

Die Ausstellung im Lenau-Haus, Pécs, Munkácsy u. 8, ist bis zum 31. Jänner zu besichtigen.

Faszination der Landschaft

Zum 50. Geburtstag des aus Ulm stammenden und in Harast lebenden Mitglieds der VUdAK-Künstlersektion Volker Schwarz (Foto) waren vom 4. Feber bis zum 20. März im Budapester Haus der Ungarndeutschen seine Werke zu sehen. In die Ausstellung führte László Fábíán ein. Wir veröffentlichen die Eröffnungsrede.

Man soll und muß darüber sinnieren, warum ein Maler gerade das zum Sujet seiner Bilder macht, was wir davon ablesen können. Eine Antwort darauf bleibt allerdings immer partikulär, möglicherweise gibt es gar keine. Selbst dann nicht, wenn der Künstler uns ausführlicher informieren möchte, zum Beispiel durch seine Titel. Volker Schwarz teilt dem Publikum von vornherein mit, daß es hier mit Landschaftsbildern konfrontiert wird. Die jeweiligen Bildtitel bieten sogar konkrete topographische Hinweise. Diese trügerische Geste ergibt, daß die Betrachter ihre eigenen Landschaftserlebnisse denen des Malers entgegensetzen wollen – klar, wir alle brauchen Anhaltspunkte bei der Erfassung von Kunstwerken. Die Mitteilungen verstecken sich hinter bestimmten Codes und der Dekodierungsprozeß stellt jeden Rezipienten geistig, aber auch emotional, auf die Probe und mobilisiert



alle Segmente seiner Sensibilität, wobei sogar etwas Geschichtliches vorhanden ist.

Einfacher formuliert: Um ein Kunstwerk verstehen zu können, müssen sämtliche Kenntnisse und die Emotionsbereitschaft, über die wir verfügen, mobilisiert werden – daran appellieren Künstler und Werk.

Beim Betrachten der Bilder von Volker Schwarz ist ein möglichst breiter Aufmarsch unseres Bereitschaftszustandes äußerst nötig, da wir uns nicht an naturale Stützen, an identifizierbare Kirchtürme, an bekannt vorkommende Häuserreihen oder an bezaubernde Bäume usw. anlehnen können. Wenn vielmehr hinweismäßig, als naturtreu

das Blau eines Sees oder eines Flusses auftaucht, dürfen wir mit Recht die Gesetze der Farbkomposition, die freie Handhabung der Fakten des Originalanblicks vermuten. Ich bin nämlich der Meinung, daß die in der Titelgebung agnoszierten Landschaften höchstwahrscheinlich besser auf eine seelische Karte passen als auf ein kartographisches Werk oder einen Reiseführer. Ich möchte mich korrekt ausdrücken: Bei einer Reise in Siebenbürgen zum Beispiel zeigt Volker Schwarz uns nicht, wie der Mörder-See und wie die Bicaz-Klamm ausschaut – das könnte eine gute Fotografie ja auch tun –, sondern er erzählt darüber, wie sich die jeweilige Landschaft in der selbst induzierten Atmosphäre in der Seele

Entlang der Donau

Manfred Karschs Eindrücke

Der Kunstmaler, VUdAK-Mitglied Manfred Karsch wurde 1948 in Erfurt geboren und lebt seit 1972 in Hanselbek/Érd. Sein Bestreben, mit Formen und Farben Verstand und Gefühle in harmonischer Einheit darzustellen, konnte er auf zahlreichen Einzel- und Gruppenausstellungen in der neuen Heimat sowie in Deutschland, Holland und Polen unter Beweis stellen. Manfred Karsch erhielt 2007 den Kunstpreis der Stadt Hanselbek.

Manfred Karsch hat im Kulturhauptstadtjahr im Lenau-Haus in Fünfkirchen eine Ausstellung gehabt (siehe Seite 11) und war Teilnehmer eines internationalen Künstlerlagers in Pöchlarn (Niederösterreich). Pöchlarn, das Arelope der Römer, das Bechelaren des Nibelungenliedes und der Geburtsort des berühmten Malers Oskar Kokoschka hat eine kulturhistorische Tradition von über 2000 Jahren. Beim internationalen Künstlerlager im „Atelier an der Donau“ vom 8. – 18. September

lebten 30 Künstler hier zehn Tage lang wie in einer großen Familie. Jeder Künstler mußte vor Ort malen. Verliehen wurde der 5. Kunstpreis der Stadt Pöchlarn sowie ein Oskar-Kokoschka-Preis. Als sich Signale bei Manfred Karsch nach seinen Erlebnissen erkundigte, liefen gerade die VUdAK-Werkstattgespräche in Bogdan, und Manfred Karsch war ja einer der zur Ausstellung „ZeiTräume“ (im Ulmer Donau-schwäbischen Zentralmuseum) mitreisenden Künstler. So meinte er: „Seit Anfang September bin ich ständig auf der Donau entlang. Gestern waren wir bei Franz Hock zum Atelierbesuch, wo mir der Gedankensprung gekommen ist: Wasser ist gleich Leben, wie dies in seinen Bildkompositionen eingebaut ist.“ Doch zurück zu Pöchlarn: Die Künstler kamen aus verschiedenen Ländern hierher, wobei ein Treffen von Ost und West zu registrieren war, dadurch hat die Kunst die Funktion der Brücke übernommen, die

Künstler waren trotz unterschiedlicher Herkunft auf einer Wellenlänge. Für die super Organisation inklusive Verpflegung und Unterkunft sorgte ein sechsköpfiges Team, für Erholung und Entspannung sorgten bei herrlichem Wetter die amüsanten Ausflüge (Melk, Wachau usw.). Und wenn schon die Donau, kommt noch die Frage auf, wie Manfred Karsch die repräsentative Ulmer VUdAK-Ausstellung sieht: „Sehr professionell, das ganze Museum, die Anlage, hat mich hingerissen. Eine sehr gute Idee war die Integrierung von Literatur.“ Berichtet hat der Künstler noch über intensive Gespräche mit Vernissagebesuchern in Ulm, wo er positive Rückmeldungen zu Ohren bekam. Manfred Karschs Werke sind abstrakt, auch wenn nun der Trend figurative Malerei ist und zwar im Großformat. Möglicherweise bekommt das Publikum eine malerische Aufarbeitung seiner Donau-Inspirationen. Natürlich abstrakt.

angie

des Künstlers abbildet. Diese Methode ist in der Kunst nicht unbekannt. Auch der Impressionismus bediente sich derer. Nur dreht der Künstler die Geste um, er projiziert seine Eindrücke – gemäß seiner expressiven Einstellung – auf den Anblick. Deshalb stechen die Expressionisten der Brücke als erste in unsere für die Geschichte sensiblen Augen. Und das will uns zum Weiterdenken animieren.

Der Sinn der Sache steckt nämlich im Weiterdenken, zu dem die auf diese Weise heraufbeschworenen Landschaften den Künstler – und später auch uns, die Betrachter – treiben.

Und das ist eine Analyse des Anblicks oder der Landschaft – wie man es nimmt. An dieser Stelle können wir aus der ungarischen Kunstgeschichte eine sehr charakteristische Variante hierherzitiieren – die Landschaftsbilder von Jenő Barcsay. Ich denke daran, wie der alte Meister – nachdem er die Konstruktion der Landschaft erfaßt hatte – den Anblick in konstruktive Kompositionen abstrahierte. So etwas macht auch unser Maler, als er die auserwählten Landschaften, von Siebenbürgen bis Ráckeve, nach seinem Geschmack umformt, damit sie auf bildnerische Charakteristika reduziert werden können. Rhythmen, Wellenbewegungen, Farbstimmungen, Harmonien, raumarchitektonische Abbildungen ergeben aufs neue einen Anblick, wobei dieser gar nicht von dem Modell verfremdet wird. Ich bin überzeugt, daß die offensichtlichsten Tugenden, die Eigenart und Einzigartigkeit dieser Malerei in diesem feinen und eleganten Moment zu finden sind. Wir müssen begreifen, daß das Grün und Blau der Gemälde nicht das Blau und Grün der Landschaft sind, sondern ihre Sinnbilder in der in Heideggerschem Sinne durchgeistigten Landschaften von Volker Schwarz. Dem widerspricht nicht der momentan vorkommende Charakter der Gestaltung, die keineswegs skizzenartig, sondern vielmehr dynamisch und bewegungsreich ist – auch früher schon eine der auffälligsten Eigenschaften seiner Malerei.

Der Künstler will nicht und kann auch nicht vor seinem sozusagen spirituellen Ansporn, vor seinen spirituellen Heimsuchungen weichen, die eigentlich die Bilder in ihm hervorrufen – und da liegt der Schwerpunkt! Christine Lavant, die verdiente österreichische Dichterin, formuliert mit womöglich schmerzhafter Korrektheit, als sie die Situation folgendermaßen apostrophiert (und der Künstler selbst schrieb auf eines der Bilder das Wort „Angst“): „Meine Schwäche geht mit mir um...“

Jawohl, aus Schwäche wird schöpferische Kraft!

Veröffentlichungen des Verbandes Ungarndeutscher
Autoren und Künstler
Herausgegeben von Johann Schuth

Reihe Literatur

- Band 1: Josef Michaelis: Sturmvolle Zeiten. Gedichte 1976 – 1990. Budapest 1992. (vergriffen)
- Band 2: Valeria Koch: Wandlung. Gedichte. Budapest 1993. 75 S. (vergriffen)
- Band 3: Josef Mikonya: Krähen auf dem Essigbaum. Erzählungen, Gedichte. Budapest 1994. 223 S. (vergriffen)
- Band 4: Stefan Raile: Dachträume. Erzählungen. Budapest 1996. 232 S. Preis: 500 Ft
- Band 5: Robert Becker: Faltertanz. Gedichte. Budapest 1997. 112 S. Preis: 500 Ft
- Band 6: Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. Budapest 1999. 232 S. (vergriffen)
- Band 7: Engelbert Rittinger: Verschiedene Verhältnisse. Ausgewählte Werke. Budapest 2001. 240 S. Preis: 900 Ft
- Band 8: Josef Michaelis: Treibsand. Ausgewählte Texte. 1976 – 2001. Budapest 2004. 205 S. Preis: 900 Ft
- Band 9: Erkenntnisse 2000. Ungarndeutsche Anthologie. Budapest 2005. 214 S. Preis: 980 Ft
- Band 10: Literatur Literaturvermittlung Identität. Tagungsband. Budapest 2004. 143 S. Preis: 900 Ft
- Band 11: Koloman Brenner: Sehlichst. Budapest 2007. 72 S. Preis: 900 Ft
- Band 12: Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. 2. Auflage. 2008. 222 S. Preis: 980 Ft
- Band 13: Erika Áts: Lied unterm Scheffel. 2010. 280 S. Preis: 980 Ft

Reihe Kunst

- Band 1: „Dort drunt an der Donau“. 22 Graphiken von Robert König und Texte zur Geschichte der Ungarndeutschen. Budapest 1996. Preis: 9000 Ft
- Band 2: Josef Bartl: Zeichnungen. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003. vergriffen
- Band 3: János Wagner: Arbeiten 1996 – 2002. Mit einer Einführung von Eugen Christ. Budapest 2003. Preis: 900 Ft
- Band 4: Matzón Ákos NET (deutsch-ungarisch-englisch). Budapest 2005. Preis 2000 Ft
- Band 5: Antal Dechandt Katalog. Budapest 2005. (vergriffen)
- Band 6: ZeiTräume. 15 Jahre VUdAK. Budapest 2010. Preis: 1500 Ft
- VUdAK. Künstlersektion des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler. Budapest o. J. (vergriffen)

Weitere Bücher:

- Misch Ádám. Ein Künstlerportrait. Preis: 2500 Ft
- Bartl. Bilder 1951 – 2000. Preis 2500 Ft
- Igele – Bigele. Ungarndeutsche Kinderanthologie. Budapest 1980. 100 S. Preis: 600 Ft
- Ludwig Fischer: Auf weiten Wegen. Budapest 1983. 205 S. Preis: 600 Ft
- Ludwig Fischer: Die Erinnerung bleibt. Nadwar 2008. 319 S. Preis: 2500 Ft
- Wilhelm Knabel: Zur Heimat zieht der Brotgeruch. Budapest 1982. 218 S. Preis: 600 Ft

Ins Ausland Preise auf Anfrage! *

Bestellungen an:

VUdAK – Verlag des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler
Budapest, Lendvay u. 22 II. H-1062
E-Mail: vudak15@gmail.com
www.neue-zeitung.hu/publikationen; www.vudak.hu

„Architektur und Natur“

Ausstellung von Jakab Forster

Unter diesem Titel hat der ungarndeutsche Künstler seine neuesten in- und ausländischen Landschaften bis 20. Dezember im Duna Palota (Budapest V., Zrínyi u. 5) ausgestellt. Nicht zufällig hängt an der Hauptwand die Fassade des Kogart Hauses und die Promenade der Andrassy-Straße, denn der Maler konnte auch jetzt (zum neunten Mal) mit finanzieller Unterstützung des Bankiers und Kunstsammlers Gábor Kovács ins Ausland fahren.

Ende September und Anfang Oktober war er in Süditalien, wie seine neuesten Werke bestätigen. Der Golf von Sorrento ist aus der Vogelperspektive zu sehen – als „Hauptdarsteller“ eine riesengroße, uralte Pinie im Zentrum der Komposition –, der Hauptplatz von Neapel an der Meeresküste hat als Hintergrund am Berg die königliche Burg. Wie der Künstler selbst erwähnte, bewahren diese Landesteile die letzten Einflüsse der lateinischen Kultur und zeigen die südlichsten Spuren des Mediterraneums, weil in Sizilien sofort klar wird, wie stark die Kontakte mit dem nahen schwarzen Kontinent, Afrika, sind. In Catania malte er den Dom mit vielen liebevollen Details und mit der majestätischen Kuppel, in Taormina dagegen konnte auch er nicht den Ruinen des antiken griechischen Theaters widerstehen. Neben den heißen Farbtönen dienen die Aspekte der zuvorigen Reise in den hohen Norden als wohl-tuend kühlende Kontraste, wie z. B. die Altstadt von Stockholm mit der herrschenden Gotik oder die mittelalterliche Hauptstraße von Oslo, mit dem zum Hansa-Bund gehörenden Hafen ergänzt.

Ungarische Impressionen sind ebenso in breitem Spektrum präsent. Im Mátra-Gebirge entdeckte er sowohl in monochromen schwarz-weißen Kontrasten als auch in prachtvollen Farben die stürmischen



Jakab Forster mit seiner Gattin in der Ausstellung Foto: I. F.

Schönheiten des Winterwaldes. Sonnenüberflutete Sommeridyllen kommen entweder vom Plattensee – aus der Nähe von Balatonföldvár betrachtet – oder vom malerischen Ufer des Flusses Raab mit dem Naturpark bei Zsennye. Die Naturlandschaften sind mit urbanen Details aus der ungarischen Hauptstadt oder vom Lande ergänzt. So „antwortet“ an der Kuppel der Pesther Sankt Stephans-Basilika die ziemlich ähnliche Decke des Szege-diner Theaters, gebaut vom Architektenpaar Helmer und Fellner. Letztendlich schließt sich die fast „dörfliche“ Vedute von Szentes den besten Traditionen der ungarischen Tiefebene-Malerei des vorigen Jahrhunderts an. Alle diese Bilder sind in ähnlicher Mischtechnik (Acryl, Öl, Tempera, Kohle und Bleistift auf Karton) gefertigt.

Wie sein bisheriger Lebenslauf zeigt, wechseln sich bei Jakab Forster skandinavische und mediterrane Impressionen ab. Und er freut sich schon auf seine kommende Reise ins „Venedig des Nordens“, nach Sankt Petersburg.

István Wagner

Dank für Steuer

Der Verband Ungarndeutscher Autoren und Künstler bedankt sich bei all jenen, die mit einem Prozent ihres Steueraufkommens unseren Verein bedacht haben. VUdAK erhielt auf diese Weise 2010 56.000 Ft. Der Betrag wurde für die Werkstattgespräche in Bogdan verwendet. Wir danken herzlich für die Unterstützung.

Signale

Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst
Die Herausgabe der Signale wurde durch den
Nationalen Zivilfonds (NCA) und die Gemeinnützige Stiftung für die
Ethnischen und Nationalen Minderheiten Ungarns gefördert

Redaktion: **Johann Schuth, Angela Korb**
Anschrift: Budapest, Lendvay utca 22, H – 1062
Tel.: +36 1 302 67 84, Fax: +36 1 354 0693

E-Mail: neueztg@hu.inter.net

Internet: www.vudak.hu

Satz: Neue-Zeitung-Stiftung

Druck: Croatica Nonprofit Kft.

Töne oder – sagen wir – Debussy in Stahl und Bronze

„Budahelyi – 65“ war die Ausstellung mit Werken des VUdAK-Mitglieds Tibor Budahelyi betitelt, die vom 15. September bis zum 10. November im Budapester Haus der Ungarndeutschen zu sehen war. In die Ausstellung führte László Fábián ein.

Seit mehr als drei Jahrzehnten kenne und beobachte ich die Entfaltung der Kunst von Tibor Budahelyi. Dies fällt ungefähr zusammen mit der Erschaffung seines Lebenswerkes, denn gewiß gehört es sich von Lebenswerk zu sprechen im Falle des fünfundsiebzehnjährigen Künstlers. Viele haben vielerlei über ihn geschrieben, so oder so würdigte man sein Wirken. Ich gehöre zu denen, die seinen Anfang als bestimmend sehen, nämlich, daß er aus dem Beruf des Maschinenschlossers in der Kunst gelandet ist. Seine handwerklichen Kenntnisse waren nicht nur bei der Sicherheit des Materialgebrauchs, der technischen Vollkommenheit der Formgebung hilfreich, sondern sie haben ihm zu einem nur für ihn charakteristischen System verholfen, das auch dann bestimmend war, wenn er sich neueren Materialien – Holz, Glas – zugewendet hatte und in denen die Möglichkeit der Erneuerung erkannte. Umso aufregender ist es auch, wie er sich in der Graphik und der Fotografie ausdrückt, obwohl seine wirkliche Welt, in der er daheim ist, die Plastik ist, besonders die Kleinplastik, hauptsächlich die Medaille. Doch muß ich mir aber augenblicklich widersprechen, denn ausgerechnet ich habe im Synergon-Hof seine riesige, in den Boden bohrende „Stahlranze“ und früher in einer Korpus-Ausstellung in Steinamanger sein beinahe Pop-Art-Eisenkreuz ausgestellt. Wenn ich aber die typischste symbolische Form seines Lebenswerkes auswählen müßte, würde ich auf jeden Fall auf Flügelschraubenmutter tippen, ich vermute, in diesem Werk fand er die sachlich-symbolische Konzipierung des metaphysischen Hintergrundes seiner Kunst. Natürlich finden wir mehrere sich wiederholende Formen bei ihm – ich weise auf Kreis, Dreieck, Quadrat hin, diese sind aber weniger symbolisch, vielmehr betonen sie mit ihrem Konkretismus etwas Lyrischeres, Zufälligeres, Ungreifbares, sagen wir: Musik.

Ich denke, mit diesen wenigen Worten habe ich einigermaßen Budahelyis Hypothesen und Resultate charakterisiert, ich gehe weiter: die Budahelyi-Erscheinung.

Denn in Wirklichkeit denke ich auch, die ungarische Bildhauerei hat nur wenige solch markant, so bewußt



Bei der Eröffnung der Budahelyi-Ausstellung im Haus der Ungarndeutschen in Budapest: Tibor Budahelyi, László Fábián, Johann Schuth und ifa-Kulturmanagerin Erika Tempfli Foto: Bajtai László

schaffende Persönlichkeiten, nur wenige sind so vertraut mit den von ihnen gewählten Materialien. Ich möchte wiederholen, vorweg die Eisenwelt der Schrauben, der Muttern, der Stahlkugeln, der Büchsen hat weitestgehend jene schöpferische Lust geweckt, die wir Bildhauerei nennen, diese inspirierten-inspirieren durch Jahrzehnte seine Arbeit. Dies alles ist natürlich Oberfläche, das Sichtbare, das mit den Händen Tastbare. Dagegen hat ein bedeutender Anteil seiner Medaillons auch eine Klangwelt, sie erzeugen Musik in dem für Musik überaus empfänglichen, in gewissen Domänen ebenfalls selber Musik ausübenden Künstler, welcher diese Inspiration an solche ausgezeichnete Künstler der zeitgenössischen ungarischen Musik vermitteln wie – zum Beispiel – László Sáy. (Für ihn hat der Bildhauer übrigens ein besonderes Xylofon hergestellt, welches im Theater Anwendung fand.) Budahelyi singt und macht auch Performance (Minimaltheater), das heißt: Er bastelt sich selber (für uns) eine Art Gesamtkunstwerk zusammen, will doch

nicht in irgendeine Schublade gedrängt werden. Er drückt geradezu den unendlichen, nie befriedigenden Freiheitsdrang durch die Fasern jenes Nervensystems aus, welches zwischen dem Gehirn und der Hand, dem Gehirn und dem Kehlkopf, dem Gehirn und dem Auge oszilliert. Ebenso wie bei solchen Künstlerkollegen wie István Haraszty, Viktor Lois, damit ich wenigstens diese zwei Koordinaten als Deutung hinter dem Schaffen des Bildhauers zeichne.

Wenn ich mit solcher Synästhesie formulieren darf, dann würde ich gerne die drei als lyrische Bildhauer bezeichnen und gleichzeitig die Bedeutung des Unterfangens hervorheben. Die absichtliche Sprengung, Verschiebung der klassischen Grenzen der Kunstgattung, vermutlich deren Verunsicherung. Denn Budahelyi – wie auch seine zwei erwähnten Kollegen – will anders reden, er wünscht einem anderen Sprachgebrauch zu folgen. Mit seinem sicheren Geschmack graut ihm vor Allegorien, er will uns auf keinen Fall den Begriff Musik mit plastischen Mitteln zeigen, sondern er erschafft

Musik (den Ton). Auch dann, wenn er Stahlplatten im Äther ertönen läßt, auch dann, wenn er aus Holz oder Glas Töne erzwingt. Und wir fühlen die Möglichkeit des Ertönsens des Werkes auch dann, wenn die Platte vielleicht fixiert ist, man kann sagen: mit Absicht zum Schweigen gebracht.

Es soll mir erlaubt sein – wenigstens scheinbar –, mir erneut zu widersprechen. Ich habe ihn als Lyriker qualifiziert. Es ist aber unbedingt Aufmerksamkeit erweckend, zur Grübelelei bewegend, daß er scharfe, doch vorwiegend spitze Formen bevorzugt. Wie wenn er in Wirklichkeit den Hinweis auf Annehmlichkeit umgehen wollte. Wie wenn er schön gedrechselte, wunderbar polierte Dornen austrecken würde. Wie wenn er mit den scharfen Spitzen der Dreiecke die Luft spalten würde. Solche sind die Dreiecke der großen Bartók-Serie mit ihren charakteristischen Stäbchen – Sträußen, solche sind die Dreiecke der Lebenswerk-Serie, in welchen die Flügelschraubenmutter wiederholt erscheint, doch – natürlich – auf dem Niveau der ertönenden Platte. Und dann habe ich noch nichts gesagt von den typischen beflügelten Torsos, welche beinahe als Jagdflugzeuge in die Höhe streben. (Als fertiggestellte Glasmedaillen ebenfalls.)

Ich möchte festhalten, wenn Budahelyi auch Meister gehabt hat – er selber erinnert sich liebevoll mit der Requiem-Serie an Tibor Csiky –, in erster Linie war er immer sein eigener Meister. Jederzeit hat er etwas gemacht, das er von anderen nicht hätte lernen können, was sich aus ihm heraus entwickelte und sich zum großartigen ästhetischen Wert, zum Erlebnis materialisierte. Zuletzt die Stücke Adieu, Geometrie, welche einen Wechsel erahnen lassen, sogar eine Wendung in seinem einzigartigen, bislang einheitlichen Lebenswerk.

Heiße Diskussionen und ein grenzüberschreitendes Dialog entstanden in einem großen sozialen Netzwerk zu Tibor Budahelyis Ausstellung „Budahelyi 65“ und besonders zum Kunstwerk „Kultisches Objekt“. Wir veröffentlichen einige Kommentare:

Bildhübsch. J. H.

Jetzt habe ich's gesehen: ich finde es eigentlich sehr interessant und einfallsreich: „Kultisches Objekt“ ist ein suggestiver, aufschlussreicher Titel.

Die atavistisch-tierischen und anthropomorphen Züge – man könnte sich einen in Fell-Haub...e und Fellgewand gekleideten Schamanen vorstellen – könnten nicht nur als machoistisch-fixierte Huldigung, sondern genauso sehr als Ausdruck der Kritik gelesen werden:

Kritik an unserer technokratischen, „phallokratischen“ Globalisierungs-Gesellschaft mit ihrem Wahn von der vernunftmäßigen Beherrschbarkeit der Natur, der menschlichen Leidenschaften, der sozialen Biotope, der internationalen Planungsprozesse: Banken-crash, Klimawandel, weltweites Armutsgefälle, mafiose Kriminalität ... also im Sinn z.B. der Kritischen Theorie und ihrer Kritik an der Idee/Theorem einer allmächtigen Vernunft.

Interessanterweise habe ich auch in London (bei einer Ausstellung der Tate Modern) gedacht, dass sich die Anzeichen für eine Wiederbeschäftigung ganz vieler Leute mit dem Mythischen in ganz unterschiedlichen Erscheinungsformen gerade mehren. ...

Ja, das ist eben die Rückseite – man kann auch überinterpretieren ... aber auch DAS erlaubt Kunst. Ja: jede/r ist frei, darin zu sehen, was immer ihm/ihr gefällt ... ganz im Sinn Umberto Ecos, der ein Kunstwerk als Maschine zur Erzeugung von Interpretationen definiert ... gehe einen Tokayer kaufen ...! A. J. R.

Der Künstler setzt sich in neomegalomanem Stil mit der eigenen Geschlechtlichkeit auseinander und spielt eklektizistisch mit Luhmanns dualistischer Codierung des Kunstbegriffs. Hierin liegt ein spielerischer Verweis auf Kants Auseinandersetzung mit dem Ding an sich. Gehört in jedes Wohnzimmer. Hmmm was für einen Namen das Möbel wohl bei IKEA bekäme? A. G.

Ewige Reise durch die geistige Heimat



Bei der Finissage der Budahelyi-Ausstellung im Budapester Haus der Ungarndeutschen am 10. November sprach VUdAK-Mitglied Angela Korb.

Zum Motto der Finissage der Ausstellung „Budahelyi 65“ habe ich folgendes Zitat gewählt: „In der Liebe suchen die meisten ewige Heimat. Andere, sehr wenige aber, das ewige Reisen.“ (Walter Benjamin (1892 – 1940), dt. Literaturkritiker u. Schriftsteller)

In diesem Sinne zeigt auch Tibor Budahelyi, der ungarnweit anerkannte Künstler, Munkácsy- und Béni Ferenczy-Preisträger, dem

aufmerksamen Betrachter eine ewige Reise durch seine geistige Heimat – durch seine Kunstwerke.

Zwei Fotografien erwarten den eintretenden Ausstellungsbesucher, diese („Der Traum des Bergmannes“ und „Der Bergmann und ich“) scheinen etwas aus dem Leben des Künstlers zu verraten: diese Anspielung ist einerseits als die Freiheit des Künstlers zu interpretieren, andererseits betont sie die Wurzeln und den Beginn von Budahelyis Laufbahn. Als Schlosser begann er seine Tätigkeit; seine Meister, die ihn zur Kunst verführt haben, waren Adam Misch und Tibor Csiky. Seine sensible Wahrnehmung wurde durch seine vielfältigen Erfahrungen geprägt: Industrialität, Abstraktionen, seine geometrische Formenwelt fügen sich der Symbiose seiner künstlerischen Ars Poetica.

Über 200 Ausstellungen hat Tibor Budahelyi schon mit gekonntem künstlerisch-ästhetischem Blick eingerichtet. Auch diese aktuelle Ausstellung im Budapester Haus der Ungarndeutschen, die eine Summierung seiner Kunst darstellt: Die Reihe, betitelt „Neue Lebenswerk-Reihe 2007 – 2009“, schwört die farbenfrohe erste Periode des Künstlers herauf. Die Integrierung



der unterschiedlichsten Materialien, die Aufarbeitung der Materialvielfalt (Glas, Holz, Stahl, Werkzeug-Applikationen, Spiegel, Fell, Haarsträhne usw.), mit denen er seine Dreieckapplikationen verwirklicht, deckt seine Suche nach dem Neuen auf und ist als zweite Gruppierung der Dreieckapplikationen zu deuten. Bei der dritten Gruppe dieser Werke findet der Betrachter sehr weibliche Konnotationen: geflochtene Haare, Strähnen, Felle verherrlichen unverhüllt das ewig Weibliche, dabei wird jedoch die

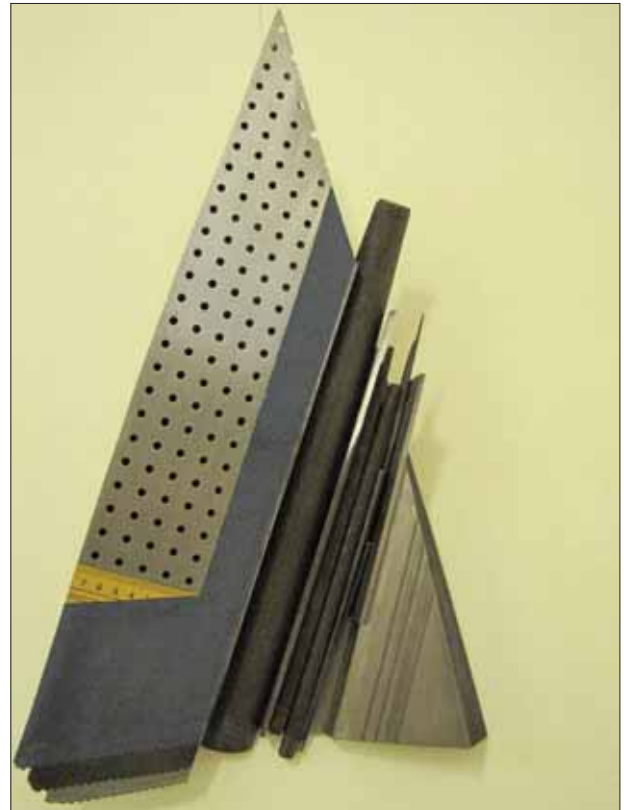
männliche Kraft in Symbiose zur Harmonie der Beziehungen angesprochen. Und um die Tiefgründigkeit und Ernsthaftigkeit der Aussage dieser ausgestellten Werke zu betonen, soll dazu folgende Interpretationsmöglichkeit angesprochen werden: Tibor Budahelyi pflegt öfters zu sagen „Fünf Minuten vor meinem Tod...“ und diese Formel wird eher humorvoll als in ihrem tiefen Ernst aufge-

genommen. Diese Aussage ist auch in seinen Werken verhaftet: und zwar in Form der Hingabe, des Sich-Aufgebens, des Vertrauens, die die französische Umschreibung für den Orgasmus La petite mort, „der kleine Tod“, diese Assoziation Orgasmus und Tod sprachlich widerspiegelt. Denn die Gedankenwelt des bildenden Künstlers wird in dem Moment unwillkürlich dem Betrachter angeboten, als diese zu einer Ausstellung bestimmt wird: diese geistige Hingabe schafft auch Tibor Budahelyi durch seine offenen Äußerungen zum Thema Erotik und Sexualität, die dadurch auch enttabuisiert werden, zumindest in seinen Werken.

Budahelyis Grafikreihe deckt seine Neigung zur Musik auf: Musikalität wird durch ganz individuelle Noten zur darstellenden Kunst geformt. Die Kleinplastiken sind geometrische Formen, die nach ihrer eigenen Originalität zum Leben erweckt werden, die Beweglichkeit letzterer versinnbildlichen eine Art Neigung zum Spiel.

Die Reihe „Dreiecksformen“ beherbergt Spuren von Zahlen, der aufmerksame Betrachter entdeckt auf einmal mehr, als er zuerst gedacht hätte (Glaseinlagen erscheinen unbemerkbar).

Gestatten Sie mir noch, Sie erneut auf den sensiblen Blick des Bildhauers hinzuweisen, dessen Fotografien im eigens zusammengestellten Album beim Durchblättern diese Aussage wahrlich bezeugen werden. Und zum Schluß soll unseren virtuellen Spaziergang durch Tibor Budahelyis Werke folgendes Hermann-Hesse-Zitat in einer maßgeschneiderten Form schließen: „Das Amt des Künstlers (im Original: Dichters) ist nicht das Zeigen der Wege, sondern vor allem das Wecken der Sehnsucht.“



„Ich glaube an das Bild“

János Wagners Kunst, Metaphern der Landschaft

János Wagner wurde 1936 in Budapest geboren. Nach der Matura im Gymnasium für bildende Kunst war er Student der Kunstakademie. 2004 wurde János Wagner mit dem Munkácsy-Preis ausgezeichnet, von 1995 – 2005 war er Vorsitzender der VUdAK-Künstlersektion. Anlässlich seines 75. Geburtstags wird vom 8. – 30. September 2011 in der Galerie Csepel eine große Ausstellung mit Werken des Künstlers zu sehen sein. Über seine Kunst, über Reiseerlebnisse und Identität lesen Sie im folgenden unser Signale-Interview.

Herr Wagner, wie würden Sie Ihre Ars poetica formulieren?

1991 hatte ich im Französischen Institut in Budapest eine Ausstellung, wo die Organisatoren von mir eine Art Ars poetica verlangten. Der Mensch wird von Eindrücken geformt, meine Werke sind ein Nachspiel der Prozesse in der Natur, natürliche Bewegungen, entstehende Formen. Eine abstrakte Malerei, geprägt durch Erlebnisse in der Natur. Mein Gemälde „Hellas“ beispielsweise ist von Erlebnissen am Meer geprägt, der Tiefe des Meeres, Schaumstreifen. Meine Werke sind Metaphern der Landschaft. Und wenn Sie nun fragen würden, was in meiner Kunst deutsch ist, würde ich als Parallele solch große Maler wie beispielsweise David Caspar Friedrich nennen, oder andere deutsche Romantiker, bei denen ja auch ein Mitfühlen der Natur spür- und sichtbar ist.

Wie sind Sie mit der Kunst in Berührung gekommen?

Mein Vater war Banater Schwabe, 1923 flüchtete er nach der rumänischen Besetzung nach Budapest. Er selbst war Kunstmaler, er hat an der Hochschule für Kunst studiert. Doch die Familie hatte drei Kinder, so war er gezwungen, statt dem Malen einen anderen Beruf, den Lehrerberuf, zu wählen. Bis zu seinem Lebensende hat er unterrichtet. Jahrelang habe ich mit seinen Pinseln, Farben gemalt. Bei einer Ausstellung in der Provinz war ein ehemaliger Kommilitone meines Vaters aus Sankt-Andrä zu mir hingekommen und hat mir gesagt, daß ich meinem Vater ganz ähnlich sehe. Mein Vater hat mich unterstützt, doch ich wollte nicht Maler werden, eher hat mich der Arztberuf angezogen. Aber ich kann kein Blut sehen. In der 8.



János Wagner in seinem Atelier

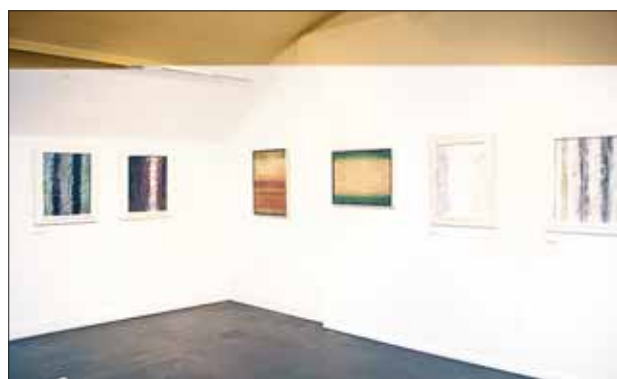
Grundschulklasse war es dann schon gewiß, daß ich Maler werde.

Seit wann malen Sie diese abstrakten Naturprozesse?

Meine Ausbildung war der klassische Weg: Gymnasium und Hochschule für Kunst, damals hatten wir eine starke naturhafte Ausbildung (Sozreal). Ein großer Wandel bei mir war, als meine Tochter mit Zwanzig gestorben ist. Damals wurde mir die Vergänglichkeit bewußt und ich habe angefangen, nach etwas „Tieferem“ zu suchen. Damals habe ich mit Materialuntersuchungen begonnen, mit Sand, Ruß, Marmorpulver, Teerpappe habe ich gearbeitet, habe Pflanzen/teile in die Werke eingebaut. Ich mag diese reine, abgeklärte Welt. Aber auch figurale Arbeiten hatte ich, meine Tochter, meine Mutter, meinen Vater, meine kleine Welt habe ich porträtiert. Vor allem Kircheninnere haben mich mit ihren Fresken fasziniert.

Sie haben auch lange Zeit unterrichtet, hatten Sie Spaß daran?

Ich habe in unterschiedlichsten Schulen Kunst unterrichtet: in der Grundschule, Schaufensterdesigner, Kindergärtnerinnen, und zehn Jahre lang



Wagners Werke in der Ausstellung „Zeiträume“ im Donaueschinger Zentralmuseum in Ulm

Foto: I.F.

Foto: Signale

in der Fachmittelschule für Kunst. Es ist immer genußvoll und interessant, mit talentierten Schülern zu arbeiten. Dadurch habe ich den Nachwuchs in der bildenden Kunst gekannt und war auch durch meine Schüler in die Kunstszene integriert. Seit zehn Jahren bin ich nun Rentner, und diese Zeit fehlt mir ein bißchen. Man ist jetzt etwas separiert vom Geschehen in der Kunstwelt.

Sie sind ein großer Reisender, welche Erfahrungen erweitern dann die Weltsicht eines Künstlers?

Der Osten hat mich schon immer fasziniert. 1970 habe ich durch ein Stipendium zwei Monate in Vietnam verbracht. Damals herrschte Kriegszustand, es war grauenhaft, das Elend zu sehen. In Peking mußte ich umsteigen, und damals hatte ich die Gelegenheit, Peking zu besichtigen. Gefallen haben mir sehr die Riesflächen. Die Landschaft ist wunderschön, Reisfelder, die Wasserflächen der Seen, es war ein unvergeßliches Erlebnis. Auch die Höflichkeit der Leute war beispielhaft. 1988 habe ich ein Stipendium nach Georgien bekommen, da hatte ich das Erlebnis, an einer prawoslawischen Hochzeit teilnehmen zu können, wo das Brautpaar gekrönt wird. Die Bergkirchen des Kaukasus haben mich fasziniert. Zweimal war ich in Indien, wo ich auch pompöse Kirchen und ein reges gelebtes religiöses Leben sah (auch in der Nacht). Phantastisch ist es auch, in Rom zu wohnen. Marokko und Tunis waren auch prägende Erfahrungen. Und schon seit meiner

Kindheit hat mich Japan angezogen. Die ehemalige Sowjetunion bzw. Rußland waren auch durch meine literarischen Erlebnisse – Tschechow, Dostojewski, Tolstoi – interessant.

Und welche Erlebnisse hatten Sie in Deutschland und mit VUdAK?

Berlin habe ich noch vor dem Bau der Mauer erlebt. Nach der Wiedervereinigung ist Berlin zu einer faszinierend vielfältigen und vielseitigen Metropole geworden. Auch durch VUdAK-Ausstellungen war ich oft in Deutschland, in der Umgebung von Esslingen hatten wir eine Wanderausstellung organisiert, auch mit der Esslinger KünstlerGilde pflegten wir regen Kontakt. Adam Misch, der erste Vorsitzende der VUdAK-Künstlersektion, war eine herausragende Persönlichkeit. Als Maler kannten wir uns, ich habe seine Nachfolge auch deswegen angenommen, damit seine Arbeit nicht verlorengeliegt. Wir haben renommierte Ausstellungsorte organisiert – Galerie Redoute in Budapest, Lenau-Haus in Fünfkirchen usw. Adam Misch war auch Sammler, wir haben uns oft gegenseitig unsere neuesten Erwerbungen gezeigt. Josef Bartl habe ich noch vor meiner VUdAK-Mitgliedschaft kennengelernt, die Bekanntschaft beruhte auf der Sympathie nach der gleichen Abstammung. Das Deutsche ist nach '45 in Vergessenheit geraten, auch aus meinem Verwandtenkreis wurden Personen nach Deutschland verschleppt. Man hat darüber eher geschwiegen.

Sie sind auch ein leidenschaftlicher Sammler, was sammeln Sie?

Ich muß dazu sagen, daß auch schon meine Großmutter gesammelt hat, ich habe noch vieles aus ihrer Sammlung. Volksreligiöse Gegenstände, Skulpturen, jedoch ist bei mir Volksreligiosität nicht auf eine Religion beschränkt: östliche Religionen sowie die orthodoxe Kirche sind in meiner Sammlung auch vertreten. Auch Teppiche sammle ich, sie sind für mich wie ein Blumengarten. Doch Sammeln ist eine Sucht, wenn man etwas nicht erwerben kann, bereut man es ein Leben lang.

Wie sehen Sie die neuesten Entwicklungen in der Kunst?

Ich glaube an das Bild, diese mehr als tausendjährige Fläche. Die Jugend begeistert sich für die Mode. Doch im Kunstschaffen ist es eine Qual, einen Gedanken zu verfolgen. Früher hat mich zeitgenössische Kunst gestört, sie mischte sich in meine Welt ein. Heute sehe ich das anders, ich sammle auch zeitgenössische Werke.

Angela Korb